Preußen vor dem 18. März.

G

Preußen

vor dem

Achtzehnten März.

Ein politischer Roman

von

* * *

Mit einem Vorwort

von

Heinrich Simon.

Erster Theil.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1849.

212. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort. *)

Man ersucht uns, die nachfolgenden Lebensbilder der Lesewelt vorzuführen; — die Muße, sie unsererseits zu lesen, gewährt ein Ausflug nach Scheveningen, Erholung von aufreibenden sechs Monaten in Frankfurt: das wirkliche Meer in seinem großen Naturleben stärkt mehr als das aufgewühlte Meer menschlicher Leidenschaften. Wir gehen, den Punkt unserer Kompetenz unbeachtet lassend, mindestens mit

---

*) Wir machen auf das Datum dieses Vorworts aufmerksam; es ist unmittelbar nach den Frankfurter September-Ereignissen geschrieben.

einigen Worten auf den Wunsch ein, und es drängt sich hierbei vor Allem ein Gedanke auf.

Seit den Tagen der Revolution wird vielfach die Klage gehört, daß der Wohlstand untergraben, das Eigenthum gefährdet, daß die Anarchie mit Auflösung aller Bande, mit dem Verlust aller geistigeu Errungenschaften drohe, und der Hohn gesellt sich hinzu: „Ist das eure gepriesene Freiheit! Sind dir endlich die Augen geöffnet, du armes, getäuschtes Volk!?"

Alle, welche die Ruhe um jeden Preis wollen, und alle Kurzsichtige stimmen ein in diese übertriebenen Vorwürfe der Anhänger des Absolutismus. Allerdings! Revolutionen haben von je Opfer der größten Art gekostet; darum meiden die Völker, wenn's möglich, die Revolutionen; sie wissen, daß es auch von dem geistigen Leben gilt: „du sollst mit Schmerzen geboren werden!" Wer aber, muß man fragen, hat in unsern Tagen die Revolution geschaffen? Gewiß nicht die Volksfreunde, die in Zeiten der Ruhe, unter Opfern jeglicher Art, zum naturgemäßen

Fortschritt drängten, sondern Ihr, Ihr sogenannte Konservative, nur Ihr, ausschließlich Ihr! Das Volk bat lange, lange um das Brod des Lebens, um die Bedingungen einer vernünftigen geistigen Existenz, und Ihr weigertet, — — da nahm man's. Auf Euch also auch das materielle Unglück, was das Volk durch die Revolution erleiden muß, auf Euch die Greuel, die mit einer Umgestaltung aller politischen Verhältnisse fast immer verbunden gewesen sind, und wenn wir sehen müssen, mit welchen Opfern die Freiheit erkauft wird, und wenn wir starr vor entmenschten Thaten stehen: so finden wir in ihnen mit den größten Fluch, der Euch trifft. Ihr und Eure Vorfahren habt in raffinirter Weise, Generationen hindurch, Sklaven geschaffen, und so fügt Ihr zu Eurer Missethat niedrige Heuchelei, wenn Ihr Euch zu vergessen anstellt, wie unter kettenbrechenden Sklaven allemal dergestalt Entartete waren, daß sie die Freiheit schänden; wenn Ihr es wagt, dergleichen einzelne Greuel

mit Personen, die diese Freiheit reinen Herzens anstreben, oder wol gar mit der Freiheit selbst in Verbindung zu bringen.

Einen tiefen Blick in jene nun hinter uns liegende Sklaven-Zustände der letzten Jahre — wie sie in alle gesellschaftliche Bande einschnitten und in die Lebenswurzeln grade der bedeutendsten Menschen — gewährt der uns vorgelegte Roman, der nach gewordener Mittheilung in der Mitte Februar dieses Jahres, unbekümmert um Censur, vollendet wurde, damals bestimmt, auswärts gedruckt zu werden. Da überstürzten sich die Zeiten, und erst heute tritt die Schrift *), nun unter dem Titel: „Preußen vor dem 18. März", in die Oeffentlichkeit. Sie ist mit dem heißen Herzen für sociale, politische und kirchliche Umgestaltung geschrieben, wie eben nur die Zeiten der Unterdrückung es in einzelnen edlen Naturen erzeu-

*) — nachdem sie in der Novellenzeitung unter dem Titel „Daguerreotypen aus Preußen" die günstigste Aufnahme gefunden, als selbstständiges Werk, vom Verfasser durchgesehen —
(Die Verlagshandlung.)

gen; — wir haben vor uns die wirklich erlebten Leiden unserer jüngsten Vergangenheit, an denen wir noch lange leiden werden; — in ihnen und im Kampfe mit den großen Zeitfragen entwickeln sich die Charaktere des Romans, und in lebendiger, anscheinend auf eigene Anschauung begründeter Zeichnung treten dabei die bedeutendsten preußischen Persönlichkeiten der letzten Jahre hervor. Sehen wir diese wechselnden Bilder vorüberziehen, so vergessen wir eines andern Zweckes des Verfassers als den, das Leben zu schildern; wir vergessen seines ferneren, wir nehmen an, gelungenen Zweckes, das Leben zu fördern. Die erzählten Schicksale scheinen erfunden, tragen aber die Wahrheit in sich, daß sie nach der Natur der Verhältnisse sich entwickeln konnten, vielleicht entwickelt haben.

Scheveningen, den 8. Oktober 1848.

Heinrich Simon.

Preußen vor dem 18. März.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

1.

Schwüle herrschte vor Friedrich Wilhelms Tod! Zuweilen ein frischer Luftzug aus Süden, aus Westen, zuweilen ein Seufzer, ein lauter Ruf aus eigner Mitte. Dann wieder tiefe Stille. Alles wartet. Aber man wartet nicht auf den Tod des Herrschers — er war zu billig denkend, zu sehr das Gute wollend, man hatte zu viel Anhänglichkeit für ihn, — nein, man wartet auf das Leben nach seinem Tode, man wartet auf die freie, frische fröhliche Luft nach der Gewitterschwüle. —

Und das Gewitter entlud sich, und mit dem kommenden Morgen erstieg eine andere Sonne.

Es war am Pfingstmontag. Berlin bot ein bewegtes Bild Halb die Freuden des Festtags, halb

die Aufregung bangender Erwartung. Massen von Volk bestürmen den Palast; man sagt sich heimlich, der König sei schon gestorben, es werde nur noch verborgen. Die Regimenter dürfen nicht aus den Kasernen — da sprengen Adjutanten vorüber, da läuten die Glocken, ein dumpfes Gemurmel läuft durch die Menge, manch bitterliche Thräne in einem alten Auge, — es ist nicht zu zweifeln: der König ist todt.

Ein Schauer zieht durch die Herzen. Welche Zukunft knüpft sich an dies Ereigniß.

Mit seltener Pietät hatte der Preuße Friedrich Wilhelms Lebensabend geschont; mit einer Pietät, wie sie der Sohn hegt für den Vater. Dem Sohn mag sie gemäß sein, bei einem Volk aber ist sie unverzeihlich. Ein Volk darf sich den Athem nicht zumessen lassen von der Aengstlichkeit seines Herrschers, es darf sein Bestes nicht dran geben aus Schonung für die Schwächen eines alten Mannes. Bei einem Volk ist dieses Gedulden Schlaffheit, ist Verkennen seiner eigensten Pflichten — — ein solches Volk hat kein Selbstbewußtsein. Und so schlief man in Preußen, damit ein Greis nicht erschrecke.

Das aber war Allen klar: es mußte anders werden.

Da bestieg Friedrich Wilhelm IV. den Thron, jubelnd grüßte man ihn mit dem Rufe: Preßfreiheit! Konstitution!

Am Pfingsttage zu jener Stunde spannender Erwartung saß Jordan, die Welt vergessend, versenkt in tiefste Geistesarbeit. Glänzender wurde das dunkle Auge, höher färbte sich das edle Gesicht, Stolz, ja Triumph umspielte die Lippen. „Mein Volk, mein Volk! dir zur Freiheit helfen! — dann fahr' hin, Leben!"

Bei diesen Worten schaute er auf, vor ihm stand sein liebliches Weib, das halb wehmüthig, halb freudig in ihn hineinblickte. Er sagte, liebevoll sie anschauend: „Meine Charlotte, du kommst zu guter Stunde! Weihe dies Werk mit deinen Wünschen! Es ist vollendet. Die Worte freilich athmen nicht Frieden, sie rufen zum Kampf, aber zu heiligem Kampf. Volksrechte, urewige Menschenrechte sind's, die ich fordre; abringen will ich sie dem Egoismus auf hohen

Thronen, und abringen der Trägheit des träumenden Deutschen. Sprich deinen Segen drüber, du Licht meiner Tage!"

„Es trägt seinen Segen in sich," erwiderte Charlotte, ihre Hand auf die losen Blätter legend; „Wahrheit muß siegen! das ist meine felsenfeste Zuversicht."

Wundersam aber kontrastirte mit dieser freudigen Stimme der melancholische Blick der jungen Frau; er schien zu sagen: sie siegt — aber du fällst. —

Da läuteten die Glocken mit dumpfem, feierlichem Klange: der König war todt.

Jordan war Universitätslehrer zu Berlin. Er hatte philosophische Studien gemacht, hatte sich aber dann dem Rechtsfach gewidmet; er war der beliebteste Lehrer der Universität, als Denker wie als Praktiker gleich ausgezeichnet; dazu riß sein glänzender Vortrag die Gemüther hin.

Die Regierung fing in der letzten Zeit an ihn mißtrauisch zu betrachten, der sittliche Ernst, ja die Hoheit seiner Gesinnung konnten nicht verkannt werden, — und doch: war's nicht Rebellion, was er lehrte? — Aber nein, das schien unmöglich! hatte man ihn doch bisher bei Hofe ausgezeichnet, hatte doch noch un-

längst der Kronprinz mit Enthusiasmus ihn gehört, — war doch Jordan so völlig leidenschaftslos, war doch auf rein sittliche, auf rein gesetzliche Grundlage seine Lehre gestützt.

Man kam überein: er mußte beobachtet werden; ein Resultat versprach die nächste Zukunft; er las in diesem Sommer Staats- und Bundesrecht, über Kommunismus, über Verhältniß der Kirche zum Staat; man sprach davon, daß wieder eine kleine Schrift von ihm, Zeitfragen besprechend, unter der Presse sei.

Seltsame Zeit, wo der Männer alleinige Waffe Wort und Feder ist, wo ihre mit Lebensmark erfochtenen Siege ihnen Freiheit und armselige Noth kosten!

2.

Die königlichen Begräbnißfeierlichkeiten hatten des Volkes Schaulust befriedigt, man begab sich wieder an's gewohnte Tagwerk, und der Gleichmuth der Berliner, dessen sie ein gut Theil besitzen, war zurückgekehrt. Beamtenfamilien, das Militair erinnerten hier und da an die Landestrauer, doch stach dagegen die große

bunte Masse der Kaufleute und Gewerbtreibenden ziemlich grell ab.

Auch paßte dieses bunte Durcheinander sehr wohl zu der allgemeinen Gemüthsstimmung. Der Humor hatte sich wieder eingefunden, hier ein Witz, dort eine Anekdote vom „neuen König“; hier das Gesicht wie drei Tage Regenwetter — eines Präsidenten, einiger Geheimräthe: die Konstellation schien ungünstig; — dort die hoffärtiger sich hebenden Köpfe des jungen und alten Adels: die Konstellation schien günstig. Dazwischen sah man hier und da einen Menschen.

Nach einem heißen Tag im Anfang Juli wogte förmlich die Menge unter den Linden, in der Leipzigerstraße dem Thiergarten zu, um die erquickende Abendkühle zu genießen und nebenbei einige Neuigkeiten in Cours zu bringen. Auch stattliche Karossen fehlten nicht, die ihrer lieblichen, oft auch sehr wohlbeleibten Bürde sich unter den grünen Bäumen entledigten. — Allerdings, der Hauptreiz der haute-volée fehlte; denn der König und die Königin hatten Berlin verlassen, — und wenn wir gleich den Andern uns auf dem Prinzessin-Steig ergehen wollen, so müssen wir uns dessen begeben, in irgend ein fürstliches Auge zu

schauen. Schönheit jedoch finden wir hier lustwandeln, so jene zarte Gestalt dort, zu unbefangen an ihren Begleiter geschmiegt, um Mädchen, und scheinbar zu jung, um Frau zu sein. Doch wir kennen sie: es ist die Professorin Jordan, und sie verlangt nach Hause. Mit jener sanften Stimme, die wir schon einmal hörten, sagt sie zu ihrem Manne gewendet: „lieber Reinhold, ich möchte die Kinder selbst zu Bette bringen, ich hab's Annchen versprochen.“

Und wenn wir die ehrwürdige Schönheit zu bewundern verstehen, so wollen wir zu jener Gruppe treten, die dort grüßend bei einander steht; laßt uns dies klassische Matronengesicht betrachten; giebts wohl einen edleren Ausdruck, als in diesen geistigen, dunklen, und doch so ächt weiblichen Zügen? — sie haben „auch Leiden kennen lernen“ — — doch nein, unmöglich! sie sind ja leuchtende Freude, sind beglückteste Liebe!

Wie die Sonne aus Wolken plötzlich hervorstrahlt, so diese leuchtende Freude aus den tief ernsten Zügen der edlen Frau. Die Veranlassung dazu werden wir begreifen, wenn wir ihre Worte hören und ihren Bewegungen folgen. Die Veranlassung ist

Mutterstolz. Die edle Matrone stellt so eben ihren Begleiter jenem herzutretenden Herrn vor: „mein Sohn, Herr Staatssekretair! eben nach vierteljähriger Abwesenheit heimgekehrt.“

„Freue mich sehr, Herr Graf, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ erwiederte der geschmeidige Staatssekretair, sich äußerst höflich dem jungen Mann zuwendend, „Sie finden hier Vieles verändert!“

„Leider nein!“ sagte der Angeredete ernst, „aber ich hoffe auf viele Veränderung.“

„Sie haben ganz recht, Herr Graf! Unser allergnädigster König wird die etwa noch vorhandenen Wünsche zu berücksichtigen geruhen.“

„Da werden Se. Majestät viel zu thun haben! Herr Staatssekretair, und seine getreuen Diener nicht minder.“

„Ha ha ha! sehr wahr bemerkt! — — Sie sind in Frankreich gewesen? Sie haben Konstitutions-Ideen!“

„Sie natürlich auch, und sind schon fleißig an Bearbeitung des Entwurfs! — Denn Se. Majestät werden zweifelsohne ihren Krönungseid mit Erfüllung von ihres Herrn Vaters Versprechen besiegeln.“

Hier entstand eine Pause. Dem Staatssekretair mochte unbehaglich werden; er räusperte sich einige Male und sagte dann: „Haben Sie, meine gnädige Frau Gräfin, schon die charmante Anekdote gehört, die man in allen Zirkeln sich mit Enthusiasmus erzählt? Ich habe sie aus sicherer Quelle. — Sie wissen, das sanfte Gemüth Ihrer Majestät der Königin haben unseren allergnädigsten Herrn, als er noch Kronprinz war, oftmals besänftigt, wenn Se. Majestät, wiewohl natürlich sehr selten, geruhten — — in Aufwallung zu gerathen, und die königliche Frau empfingen die Zusage ihres hohen Gemahls, daß wenn er König wäre . . . . . .“

„Se. Majestät niemals geruhen würden, in Aufwallung zu gerathen.“

„Ganz recht, Herr Graf! Ha ha ha! — niemals geruhen würden. Neulich nun hört die Königin vor ihren Gemächern einen lauten Wortwechsel mit einem der Lakaien. Sie öffnet die Thür, fragt, wer da sei. Da geben sich Se. Majestät zu erkennen. „Ach so,“ sagt sie, du bist es, ich dachte, es wäre der Kronprinz!“ — Ist das nicht charmant?“

Man beurlaubte sich. Mutter und Sohn setzten

ihren Spaziergang fort, der Staatssekretair fand einen neuen Bekannten.

„O diese Anekdotensammler und Geschichtenkrämer, diese spürenden, sich drehenden, schlauen Kreaturen sind mir im Grund der Seele verhaßt!“ sprach der junge Graf zu seiner Mutter. „Und das ist einer unserer höhern Beamten, — du sahst, wie freundschaftlich ihn so eben Minister M... begrüßte, wie sie Arm in Arm umher wandeln. Staats-Anschauungen, tüchtige Gesinnung und ein Herz, das ist's, was ich fordre, neben hinreichender Kenntniß, von den Räthen des Königs! Das aber sind Tagarbeiter. Den König liebe ich, möcht ich sagen, aber ich vertraue ihm nicht! — — — Und doch! was könnte dieser Mann leisten, diese begabte, feurige Natur, wenn er nicht mehr sein wollte, als er ist, und wenn edle freie Männer ihm zur Seite ständen. — Gott gebe es!“

„Ja, Gott gebe es, mein Sohn, eine schwere Last ruht auf des Königs Schultern, er bedarf die ganze Liebe, das ganze Vertrauen seines Volkes — — — und doch ist's scheinbar so einfach, was man fordert; man will „Mensch sein dürfen“ — der Arme wie der

Reiche, der Begabte, der Niedrigstehende. Mensch mit allen Rechten."

„Ja wohl, Mutter! Du begegnest in dieser weiblich einfachen Definition einer dir unbekannten und doch befreundeten Persönlichkeit. Lafayette erklärte dem Minister Villèle gegenüber des Volkes Ansprüche zur Revolutionszeit wie du: „diese Unzufriedenen sind freilich etwas anspruchsvoll, sagte er, sie bilden sich ein, Menschen und Staatsbürger zu sein, nicht mehr und nicht minder, als die, welche das Staatsschiff leiten!" — Doch komm, meine Mutter, die Abendkühle könnte dir schaden!"

„Ja und der Vater wartet auf uns." —

Die glänzende Equipage trug sie schnell von dannen.

„Wer war der junge Mann, mit dem Sie eben sprachen, lieber D.?" fragte Minister M. den Staatssecretair nach gegenseitiger Begrüßung.

„Graf Kleist, der Sohn des Kammerherrn."

„So so! recht verändert, hab' ihn nicht wiedergekannt, er ist ein Genie!"

„Genie! ei was ich höre — nun er wird Karriere machen oder sich um den Hals reden."

„Wie das? Bringt er revolutionäre Ideen mit, will er Neuerungen?“

„So scheint's — — doch da fällt mir ein; es hat nichts zu sagen, er macht Karriere, Jugend hat heißes Blut — — wird sich schon abkühlen — — sein Vater ist der Jugendfreund Sr. Majestät, sie wurden mit einander erzogen. Sie kennen ja die Anekdote.“

„Welche? nein erzählen Sie, es zerstreut mich, — und kommen Sie mit mir nach Hause, wir spielen nachher unser Partiechen.“

„Excellenz haben zu befehlen — — nun Sie erinnern sich des Balls, den Minister von K. den königlichen Herrschaften gab, es mögen jetzt zwölf Jahr sein. Se. Majestät, damals Kronprinz, standen im Gespräch und Zuschauen. Da tritt am äußersten Ende des Saales der jetzige Kammerherr ein. Sie wissen, er hatte lange Zeit auf seinen Gütern gelebt und war eben nach Hofe berufen. „Lieber Adolph, bist du es!“ ruft ihm der Kronprinz zu, eilt ihm entgegen, umarmt ihn, und alle Gäste sehen erstaunt nach dem Unbekannten. Sie können denken, sein Glück war gemacht.“

„Ja, ein vortreffliches Gemüth! wir können uns gratuliren.“

„Unter uns gesagt, Excellenz, ich fürchte, daß der König in die Hände der Frommen fällt, — — was bleibt uns da übrig, als auch fromm zu werden! Ha ha ha!“

„Nun Sie, lieber D., haben da noch einen weiten Weg. Doch im Ernst! Für unser Einen ist das nichts! Wenn man vom frühen Morgen bis zum späten Abend sich müde gearbeitet hat, da will's mit der Romantik und Frömmelei und mit unruhiger Neuerung nicht fort — ich sage doch, man hat es schlimmer als der letzte Schreiber in der Kanzlei.“

3.

Während man in der Hauptstadt zu eingeweiht zu Illusionen, zu gleichgültig zum Enthusiasmus war, herrschte in den Provinzen ein wahrer Hoffnungstraum, überall jubelnde Erwartung, überall hingebende Liebe für die Person des Königs. Auch ließen die königlichen Gnadenacte nicht lange auf sich warten; freudig wurden sie aufgenommen als Vorläufer eines

Größeren, als Bezeugung freisinniger Gesinnung, von dem Kronprinzen oftmals manifestirt. Daß sie hergebrachte Form seien, wie eben bei jeder Thronbesteigung, fiel Niemandem ein, nein, man liebte und vertraute.

Diese Gefühle nahmen denn in jeder Provinz noch einen persönlichen Charakter an, ruhten auf persönlichem Bezug; wie z. B. der schlesische Gebirgsbewohner mit Rührung gedachte, wie oftmals auf seinen Bergen, in seinen Thälern der nunmehrige König alles Prunkes entkleidet umhergeschweift. Ja der an Allem arme und nur an Elend reiche Koppenträger setzte seinen Stolz darein, daß seine Schultern den Landesvater zu seines Reiches höchster Spitze emporgetragen. — Und wieder in Ostpreußen, wie ganz anders. Hier hatte in den Tagen des Sturmes, da die Strahlen der preußischen Krone verblichen, zärtliche Liebe, begeisterte Treue das Königskind umfangen, gleich wie eine Mutter die Arme öffnet, um an ihrem Busen dem Liebling alle Schmerzen zu vergüten. Mit wehmüthigem Stolz gedachte man dran. Und wie hatte der Jüngling verstanden die Herzen zu fesseln — — und dieser Selbe sollte nun in der alten

Krönungsstadt der preußischen Könige zuerst die Huldigung seines Volkes empfangen.

Auch der sanguinische Rheinländer war voll fröhlichen Lebens, man gedachte besonders gern der Anwesenheit des Kronprinzen vor sechs Jahren, und übersah sein letztes vorjähriges Kommen, wo er minder gefallen. Damals aber war er so offen, so liebenswürdig gewesen; aus der Eifel, von der Aar, von der Mosel klang es herüber, wie er damals alle Klagen gehört, wie er Abstellung versprochen, theils auch erwirkt, und wie er im Uebrigen auf die Zukunft vertröstet. Jetzt mußte sie kommen, diese Zukunft. — Zwei Gnadenakte waren's denn insbesondere, die hier allgemeine Freude erregten. Erst die Wiedereinsetzung des alten Vater Arndt, dieses Repräsentanten eines deutschen Mannes einer abgequälten Zeit. Dann später die Entsetzung des Justizministers der Rheinlande, von Kamptz, von seinem bisherigen Amte als Ministerialvorstand der Gesetzrevision. Arndt — von Kamptz! ja das weckte Erinnerungen.

Wenden wir uns aber aus diesen allgemeinen Zuständen nun zu den Personen, die wir auf ihrem Lebensgange ein Stück Weges begleiten wollen.

In einem palaſtähnlichen Gebäude der Wilhelmſtraße, wo ſie kalt und ſtolz für die Ariſtokratie gebaut und dieſe perſonificirt, wohnte Graf Kleiſt, ein ächter Mann der alten Zeit, mit allen Fehlern und Tugenden derſelben. Offen und rechtſchaffen, hatte er doch die Vorurtheile ſeines Standes. Die Hauptfärbung ſeines Weſens war aber ritterliche Anhänglichkeit an ſein Königshaus, und Freundſchaft, ja blinde Bewunderung für den nunmehrigen König, mit dem er, wiewohl älter, einen Theil der Jugend verlebt. Graf Kleiſt hatte früh geheirathet — natürlich aus alter Familie; — hatte zwei Kinder, eine Tochter, erſt ſiebzehn Jahr, ein geliebtes, ſpätes Blümchen, und einen Sohn, der ſein Stolz und doch, wie er ſich ſelbſt kaum geſtand, oft auch ſein Kummer.

Natürlich, was alle Welt ſah, konnte dem Vater nicht entgehen, daher ſein Stolz; denn der junge Graf Armand war ein bevorzugtes Kind der Mutter Natur, an Körper wie an Geiſt gleich verſchwenderiſch ausgeſtattet. Will man Ariſtokratie, ſo gehörte er — vor ſeiner Geburt ſchon dazu geſtempelt — mit Recht zu ihr. — Den Kummer des alten Herrn vermögen

wir zu ahnen: Armand trug die kommende Zeit, eine freie Zeit in seiner Seele.

Der junge Mann hatte die bedeutendsten Universitäten Deutschlands bezogen, und was seltener: genutzt; er hatte sich kameralistischen Studien zugewendet — seine juristischen Examen, wiewohl noch jung, doch glänzend bestanden — war dann gereist, hatte Kenntnisse, Erfahrungen gesammelt, des Lebens Freud und Leid empfunden, und kehrte nun heim nach stolzer Lebensfahrt ins Vaterhaus.

Wie sehnsüchtig hatte ihm das Mutterauge entgegengeblickt. „Du Kind meiner Freuden, meiner Schmerzen!" mit diesem innersten Gefühl hielt sie den Langentbehrten im Arm, mit diesem innersten Gefühl prüfte sie den Wiedergekehrten: er war derselbe, doch ach! und wie vielfach verändert!

Ernstlich wurde nun von Armand bedacht, wohin seine Thätigkeit wenden, er beschloß vorerst das Terrain kennen zu lernen, und falls die bevorstehende Wahl des Kultusministers auf freie Principien deute, diesem Ministerium seine Dienste anzubieten. Inzwischen sollte ihn innigstes Familienleben für die lange Trennung entschädigen.

Eines Abends saßen Vater, Mutter und Sohn traulich beim Thee zusammen, da eilte Elisabeth voll Freuden in's Zimmer:

„Mutter! Mutter! ein Brief von Emmi! und so ein schöner Brief."

„Das freut mich ja herzlich, wie gehts dem geliebten Kinde?"

„Wie's ihr geht? nun, wie anders als gut? Sie ist ja am Rhein gewesen und hat da all das Schöne mit erlebt!"

„Welches Schöne? Kind!" sagte der Vater, „aber setz dich und trag es uns hübsch gemessen vor."

„Ja, Papa, hübsch gemessen soll ich's erzählen? Da will ich den Brief lieber vorlesen; sonst geht's mir schlimm, sonst giebst du mir deutsche Stunde. Armand," fragte sie zum Bruder gewendet, „ist's dir auch recht? Ihr wart wohl gerade im schönsten Gespräch?"

„Thut nichts, Lisbeth, aber erst: von wem ist denn der Brief?"

„Von Emmi!" —

„Emmi? — ach von deinem „ „Pflegetöchterchen“ “, liebe Mutter, ja so! Die kenn' ich; und wißt Ihr, dies braune Kinderauge hat mich — seltsam — trotz der fünf Jahre, da ich's nicht geschaut, vor mancher Versuchung der argen Welt bewahrt. Ist mir doch nie solch ein Auge vorgekommen.“

„Nun, nun!“ meinte der Vater, es war ein liebes Kind — doch zu ausgelassen, zu lebhaft! soll mich wundern, ob sie Haltung hat.“

Elsbeth begann zu lesen:

„Else! erst grüß mir die Tante und küß ihr die Hand und sieh ihr in's Auge, aber das Alles thu mit dem rechten Bewußtsein (die Mutter lächelte, der Vater schüttelte den Kopf) und dann sag ihr, daß ich ein recht glückliches Kind wär. Denke dir, ich bin mit Vater nach Köln gereist, ich habe den ganzen Rhein gesehen mit all seinen Bergen und der ganzen unbeschreiblichen Schönheit. Wie verzauberte Burgen, wie Feenstädte liegts an den Ufern; die ziehen vorüber wie ein Traum; und da lebten in mir die wundersamen Sagen auf, die mir die alte Amme früher erzählt hat, und da war ich zuletzt selbst eine Prin-

zessin; das war aber schlimm! denn nun wollt's nicht gehen, weil mir der Papa immer einfiel, und der paßt nicht zu Feenmärchen. Der saß so freudenreich, aber so ernst neben mir, und da wurde ich vernünftig, und Papa hat viel mit mir geredet. — Wie der mächtige Strom dahin rollte und die Länder, die er umgürtet, so in lachender Pracht standen, und wie mir Vater erzählte von seinen Freunden, die im Kerker geschmachtet und noch schmachten, kein Licht des Tages sehen — der Pracht so nah und doch dem Elend hingegeben; von dem armen Pfarrer Weidig, der immer so leidend, aber so muthig war, und dem jungen Studenten Minnigerode, den man zum Tode krank aus seiner Mutter Arm gerissen — und von all den Männern, die nicht wollten, daß der Deutsche geknechtet werde, da drang mir, ich glaube zum ersten Male, der Schmerz, der in meines Vaters Seele brennt, gleich wie Gluth in's Herz, und blutige Thränen wären darüber zu weinen!

Und weißt du, mir war's ordentlich ein Trost, daß m e i n e Muttter im Himmel ist und ihr kein krankes Kind aus dem Arm genommen werden kann.

Ach Else, das aber wollt ich Dir nicht erzählen — etwas ganz Anderes! etwas Glückliches. — Später.

Else, erst mußt' ich wieder ganz froh sein, nun höre:

Als Vater die Assisen in Köln gehört hatte, reisten wir nach Bonn. Und da sind wir jetzt, und hier ists so schön, daß ich nicht wieder fort möchte. Vater sagt auch, man würde hier ganz jung, und er ist so glücklich, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Das aber kommt daher, weil er seinen Lehrer wiedergesehen hat, und hat ihn in Glanz und Ehren gefunden, wie er's verdient! Der Professor Arndt ist's; ich sage dir, das ist ein Greis! königlich, weil er so fest und frei blickt — und sieht doch aus wie ein Landmann, zu dem du rechtes Vertrauen hast. Weil er gesprochen, wie's ihm um's Herz und wie's gut war, haben sie ihn abgesetzt, da er jung gewesen — und der neue König jetzt in Preußen hat ihn wieder eingesetzt. Da freut sich das ganze Volk drüber, und war hier ein Jubel, der unbeschreiblich ist. Die Frauen haben ihm Kränze gewunden, und die jungen Mädchen ihm Blumen gestreut, die ganze Bürgerschaft hätte zu

ihm strömen mögen und haben ihn gefeiert auf alle Art. Das Schönste war aber vorgestern Abend, nämlich der Fackelzug, den die Studenten ihm brachten.

Denke dir einen festlich geschmückten Saal, Blumengewinde, Namenszüge, leuchtende Kerzen, dazwischen dunkles Laub. Die weiten Flügelthüren zum Garten sind offen, die blaue Kette des Siebengebirges schaut herüber, der Strom blinkt dazwischen, und Dir ist's, als hörtest du seiner Wellen freudiges Rauschen."

Doch das ist Einbildung. Du hörst nichts als das Geschwirr der Menge um dich — denn du bist ja in einer großen bunten Gesellschaft, die hier zusammengekommen ist, den Jubelgreis zu feiern. Der weite Kreis von Männern dort, in dessen Mitte „der alte Arndt" (so nennen sie ihn) steht, das sind lauter Professoren und sehen gar nicht mehr so gelehrt und nachdenklich aus wie gestern, sondern sind alle vergnügt um des Tages willen. Und viel ehemalige Schüler des Gefeierten, wie ja auch der Papa, sind gegenwärtig — und Bürger und Officiere und die Frauen und Töchter von denen Allen. Doch horch!

da hörst du von fern die Musik, und sie tönt immer kräftiger, und so muthig und froh ist's anzuhören. Nun leuchtet es in das Abenddunkel hinein, und wandern unzählige Sterne, und werden immer heller, immer größer; — aber da siehst du, daß es Fackeln sind und siehst die dunkeln Gestalten, die mit ihnen einherziehen.

Jetzt ist's so hell, daß du den jungen Männern in's Gesicht schaust, und sehen so stolz und edel aus. — Da hält der Zug — und schaaren sich Alle unter den grünen Bäumen; der Himmel leuchtet mit seinen Sternen und im Wiederschein zu der leuchtenden Erde. Nun kommen vier von den jungen Männern zu uns in den Saal, und treten hin vor den glücklichen Greis und sprechen ihm aus, was ihre Brust bewegt: daß den Kindern in ihm gegeben, was den Eltern genommen war.

Die Thränen perlten von der ehrwürdigen Wange — und er trat hinaus unter Gottes freien Himmel und wurde mit tausendfältigem Jubel begrüßt. Seine Stimme hallte klangreich gleich reinem Erze durch die Weite, und er forderte die Jünglinge auf, Männer zu werden: frei, wahr und stark. Alles drängte

sich um ihn, Lehrer und Schüler, Alt und Jung; und unter rauschender Musik geleitete man ihn nach Hause. Vater ist auch mitgezogen, und da zum erstenmal hat er mich vergessen und mich allein gelassen. Da dacht ich: es ist recht gut, wenn Männer ihrer Herzensbewegung folgen und Weib und Kind dahinten lassen. Das hat mir so von Papa gefallen.“ —

Elisabeth hörte auf zu lesen, weil Gäste gemeldet wurden, man erzählte von der eben beschriebenen Feier, und Graf Kleist sagte mit Wärme: „Ja, es ist ein herrlicher Mensch, unser König, nur das Edle, nur das Rechte wollend. Sein höchstes Glück ist Gutes zu thun!“

„Dessen bin ich auch gewiß,“ sprach Armand „im Moment will er das Rechte, ob dieser Wille nachhaltig, daß muß die Zeit lehren. Wo wäre aber der Mensch, dessen Herz nicht höher schlüge unter dem königlichen Purpur, ehe ihm dieser zu gemeiner Kleidung herabsinkt. — Nun aber kommt die große Frage — kommt schon jetzt —: was ist dem König das Rechte? der Glanz seines Thrones, seiner Dynastie — oder der Glanz seines Volkes. Die Antwort werden wir bald hören.“ —

„Sr. Majestät will eine naturgemäße, eine organische Entwickelung,“ sagte der nach einem Ministerposten bestrebte Graf A. „Der Staat darf nicht aus seinen Fugen treten. Se. Majestät will — so scheint mir — die Rechte seines Thrones wahren, wie die Rechte eines jeglichen Standes; er will, daß Keiner darin verkürzt werde.“

„Es bleibe Alles beim Alten,“ lachte Assessor von P., ein junger Berliner dazwischen, hierdurch völlig charakterisirt.

„Aber warum immer politisiren?“ vermittelte die Gräfin, — warum sich nicht freuen an dem einfach Menschlichen; es lag uns ja eben noch so nah; freuen wir uns des guten alten Arndt und seiner Wiedereinsetzung, danken wir sie unserem König.“

„Freuen? Mutter, ich soll mich freuen, wenn der Siebzigjährige darf und nicht kann, was dem rüstigen Fünfziger Lebenselement war? Dieser Mann lebte in der Rede — er mußte schweigen — lebte in der Lehre — sie mußte ersterben. — — Soll ich mich freuen, daß dieses tiefgekränkte, an seiner Wurzel ergriffene Leben noch den Schimmer eines Abendrothes schaut? — Daß er reden darf zu einer Zeit, die nicht die

Seine ist. Und ich soll dankbar sein für solchen Hohn? — Bei Gott! Sr. Maj. thaten nur ihre Pflicht — aber Gerechtigkeit konnt er nicht üben, die giebt's nicht hienieden für vergiftetes Leben. — Die Könige können vergiften, aber nicht heilen."

„Armand!" sagte Graf Kleist, warm werdend, „du vergißt, daß die Könige nur Menschen sind."

„Das ich vergessen? Im Gegentheil, das behaupt' ich immer, aber du, Ihr bestreitet es. Ihr phantasirt von reinen Monarchien und vergeßt, daß dergleichen ein Unding ist. Ihr schwärmt für überlebte Rechte „der guten alten Zeit" und überhört drüber den lauten Ruf der Gegenwart. Warum träumt Ihr, wenn Eure Weisen reden? — — Doch nein, nein! Ihr träumt nicht, Ihr ignorirt, das ist Eure Staatskunst."

„Herr Graf, Sie schweifen ab," unterbrach Graf A., „Sie retten sich in die Allgemeinheit! und mich dünkt, Sie wollten sich gegen den Vorwurf Ihres Herrn Vaters verwahren: daß Sie Uebermenschliches von den Königen fordern."

„Ich schweife nicht ab! Im Gegentheil ich gebe den Vorwurf zurück, wie gesagt. Ihr vergeßt, daß

die Könige Menschen sind, wollt Ihr ja doch unbeschränkte Monarchien. Und wie kann nur die Rede davon sein, ob Monarchen beschränkt sein sollen? So lange sie Menschen sind, hat die Natur ihren Geistesgaben und äußeren Verhältnissen Schranken genug gesetzt. Aber was soll sie beschränken? daß Interesse ihrer Rathgeber, der Vortheil, die Leidenschaft ihrer Günstlinge, oder gesetzlich festgestellte Ordnungen? Mit dieser einfachen Frage eines unserer Denker trete ich Ihnen entgegen."

„Und ich trete Ihnen, lieber Armand und der ganzen Gesellschaft mit einem schönen guten Abend entgegen!" tönte hier eine lebensfrische weibliche Stimme. — Man blickte auf und begrüßte in der unbemerkt Eingetretenen, wie es schien, einen willkommenen heimischen Gast.

„Wenn die Sterne aufgehen, dann freilich ein schöner Abend," sagte Armand sichtlich erfreut, indem er seine „Cousine" zum Sopha führte, die hier zwischen seiner Mutter und Schwester eine schöne Mittelstufe bildete. Weise Liebesgüte, geistreiches Leben, unbefangene Kindlichkeit waren solchergestalt

vereinigt. — Während die Gesellschaft dieser gemeinsamen Elemente froh wird, wollen wir das Eine, nämlich das geistreiche Leben, näher in's Auge fassen.

Wir benannten also die jugendliche Erscheinung, welche so eben in's Zimmer trat. Es war dies Fräulein Rosa v. R., die Schwestertochter des Grafen. Rosa hieß sie mit Recht, Röschen wäre unpassend gewesen. Man denke sich eine prächtige Gestalt, blendende Farben, classische Züge, kastanienbraunes Haar. Man denke sich eine untadelige Schönheit, und über das Alles den Duft des Geistes gebreitet. Daß Fräulein v. R. heiter sei, ist nicht zu sagen, man sieht es; daß sie witzig sein kann, verräth des Mundes schalkhaftes Lächeln, und von ihrer Empfindung spricht ihr glanzvolles Auge.

Rosa's Eltern waren früh gestorben, eine Schwester ihrer Mutter, Gräfin Wilhelmine Kleist hatte sie erzogen, und ihre Jugend war eine wolkenlose.

Das on dit der Welt nannte Armand und Rosa ein künftiges Paar; und man muß zugestehen, daß sie sehr wohl für einander paßten. Beide waren jung, Armand achtundzwanzig, Rosa zweiundzwanzig Jahr

alt, Beider Verhältnisse die günstigsten, in Beider Ansichten und Neigungen unverkennbare Uebereinstimmung.

Auch dachte sich Graf Kleist in seiner Nichte jederzeit seine Schwiegertochter; der Gräfin war dieser Punkt zweifelvoller, aber sie liebte das Mädchen von Herzen. Rosa war eben ein „Kind des Hauses". Ob sie sich näherer Anrechte dazu noch bewußt, sei für jetzt dahin gestellt, das aber ist gewiß: das reiche, vielbegehrte Mädchen hatte sehr glänzende Bewerbungen um Herz und Hand mit Entschiedenheit zurückgewiesen; und eben so gewiß ist, daß Rosa Jahre hindurch viel von ihrer Heiterkeit eingebüßt — (vielleicht zufällig während Armands Abwesenheit) daß diese jetzt aber wieder in voller Frische zurückgekehrt — (vielleicht zufällig seit seiner Heimkunft).

In der That erschien Rosa gerade jetzt auf dem Höhenpunkt ihrer Liebenswürdigkeit; ihre Umgebung sonnte sich gleichsam drinn — was Wunder also, daß auch heut ihr Erscheinen die Stimmung belebt hatte. Politik schien vergessen, Debatten vertagt, man fühlte sich behaglich, man plauderte. Rosa brachte Gefühl in die Gesellschaft durch vollendeten Gesang, und um

so lieber lauschte man später Armands Reise-Erzählungen. Er war ein Mensch, der in den Moment aufging, der ihn ganz und voll erfaßte, dessen Herz mit Entzücken die Schönheit in sich aufnahm. Man konnte nicht sagen: er verstand zu genießen, nein, er lebte ganz und voll in dem Genuß jegliches Großen, Wahren, Schönen — wie er ganz und bis in's tiefste Innere durchbebt wurde von Abscheu vor jeglicher Gemeinheit. Er war kein Mann der Reflexion, sondern der That. Unter vollendeter Weltform loderte ein glühender Geist. Man fragte verwundert: „wie kann er so warm sein?"

Uud heute in seiner Naturschilderung erwärmte er die Herzen; man schweifte mit ihm durch lachende Alpentriften, erkletterte mit ihm, der Gefahr trotzend, schwindelnde Höhen, wandelte am Rand unergründlicher Klüfte — — und dann schaute man endlich, endlich hinein in das ersehnte Land Italia! das da drunten in blüthenreicher Pracht winkte, mit seinen tiefblauen Seen und seinem blaueren Himmel. —

Elsbeth rief: „O nur einmal es sehen! mit den Pilgern würde ich niederfallen, würde rufen den Boden küssend: o du gesegnete Erde!" —

„Mich freut's, daß du gerade danach dich sehnst," sagte ihr Vater, „mich freut's sehr. Solche Sehnsucht verstehe ich — aber die heutige junge Welt hat ganz absonderliche Wünsche."

„Onkel, Sie wollen wieder zu Felde ziehn für die Ritter von ehemals," scherzte Rosa — „nun und wie lautet die Devise, unter der sie kämpfen?"

Der Alte lächelte: „Früher Natur, jetzt Unnatur könnt' ich antworten, aber in so liebenswürdiger Gegenwart versagt die Waffe."

„Ach kehren Sie sich nicht an mich, Onkel! ob ich liebenswürdig bin, sei dahin gestellt; daß Sie mich aber so finden, weiß ich. Lassen Sie's ein Schein-Turnier sein, die sind beliebt. Sie die Vor- und ich die Jetztzeit, und nun der Angriff. Wohlan, ich harre. — Also die heutige Jugend hat absonderliche Wünsche?"

„Ja wahrhaftig, man müßte lachen drüber, wenn's nicht eine sehr betrübende Erscheinung wäre. Als ich jung war, liebte man, heute wird politisirt; schwärmte man gern, — es war ja die Erde, der Himmel, Mond, Sterne, Berge und Frühlingspracht da; heute schwärmt man für Communismus und Preßfreiheit.

Vormals füllte des Jünglings Busen Enthusiasmus für sein angestammtes Königshaus! ihm und seiner Ehre gehörte er mit Blut und Leben — heute will jeder Jüngling ein Weltverbesserer, ein Reformator sein."

„Nun und wem geben Sie dies Privilegium, lieber Onkel?"

„Wie können Sie so fragen, Rosa!" fiel hier Armand ein. „Das Privilegium zur Weltverbesserung hat der König, und Reformator ist irgend ein Konsistorialrath oder ein Bischof!"

„Ja, lacht Ihr nur, Kinder! Ihr möchtet die Welt nehmen und sie in Einen Teig zusammenkneten, und dann formt Ihr allerlei hübsche Figuren und ruft: seht, hier ist die Welt!"

„Das wäre kein übel Gebäck!" meinte Rosa, „und es wäre doch ein frisches. Heut hat man nur altbackene historische Schulen, man hat altbackenes römisches Recht, altbackenes heimliches Gerichtsverfahren ꝛc."

„Sie wollen also, mein gnädiges Fräulein, im Gegensatz zu einer guten Hausfrau all diese alt-

backenen Dinge fortwerfen, statt zweckmäßig anwenden?" scherzte Graf A.....

„Wie sind wir doch auf das komische Gleichniß gekommen?" fragte Rosa plötzlich ernst werdend — „wir wollen's fallen lassen! — Aber ich sage Ihnen, wir werden eine neue Zeit bekommen oder wir werden untergehen." Sie sprach dieß mit bewegter Stimme, und dabei röthete sich ihr schönes Gesicht, und ihre Augen senkten sich. War es der freudestrahlende, auf ihr ruhende Blicke Armands, der ihre Wangen mit Purpur übergoß und ihre Augen senkte? Gewiß ist, daß in jenem Ausspruch beider Seelen übereinstimmten.

Ehe Armand an diesem Abend sich von den Seinen beurlaubte, sagte er zu seiner Schwester: „Liebe Elsbeth, gieb mir doch den Brief von Emmi, ich will ihn noch einmal lesen."

Zweites Kapitel.

1.

Wenige moderne Städte können eine so unverkümmerte Schönheit aufweisen, als Berlin von seinem königlichen Schlosse ab bis zu dem Aufgang der Linden. Selbst die Weltstädte Paris und London, trotz ihrer das Gemüth erschütternden Prachtbauten, bieten kaum irgend wo so ungestörte Harmonie der Kunst, solches Ausruhen für Auge und Sinn. Wahrlich die Bildungshalle des Geistes, die Universität könnte nicht leicht eine würdigere Stätte finden als hier. Diese Paläste, Zeugen menschlicher Thatkraft, diese Monumente, Zeugen der Begeisterung, beredte Zeugen ruhmvoller Geschichte. Dazu dieses frisch bewegte Leben der Gegenwart.

Freilich, freilich! hier sollte nur eine thatenmuthige, nur eine wissensdurstige Jugend wandeln, in diesen Hallen dürfte nur die Stimme begeisterter Wahrheits-Erkenntniß tönen. H i e r mindestens sollte die Freiheit ganz und vollkommen gewahrt sein. —

Wer in Berlin studirt hat, weiß, daß von alle diesem wenig zu finden. Nirgend als hier ist der Student so petit maître, so ennuyirt durchs Leben, so durchaus aller Gemeinsamkeit mit den Genossen entbehrend. Nicht Jünglinge, nein junge Herren sind hier die Studenten.

Und die Professoren! Ja, sie haben schöne Kenntnisse, ja, sie haben eine Staunen erregende Gelehrsamkeit; sie vertiefen sich in Abstractionen, denen die Jugend nicht nur, denen auch der gereiftere Geist mit Verwunderung folgt. Sie können Alles, nur nicht die Gegenwart begreifen. Sie hüllen sich in ihre Gewande — Systeme — damit nicht das profane Leben an sie streife. — Zu all diesen Vorzügen gesellt sich dann meistens noch einer: sie sind g u t e K i n d e r. Sie küssen die Ruthe, die sie züchtigt, und bewegen sich pflichtgemäß innerhalb der von ihrem Vater, dem Cultus-minister, gesetzten Schranken.

Doch man muß billig sein: in diesen Vortrefflichkeiten haben die Berliner Bildner der Jugend zu Wissenschaft und Leben vor denen des übrigen lieben Vaterlandes wenig voraus.

Ausnahmen von dieser Regel dürfen wir zugestehen: der eine deutsche Fürst jagt sie aus dem Lande, der andere nimmt sie auf, und diese Beiden gewinnen, der Eine Ruhe, der Andere Popularität.

Auch in Berlin gab es Ausnahmen.

„Na seh mal Ener, was de Studenten heut all wieder ziehn! Ich wollte wetten, der blasse Professor hält seine Stunde! sagte eine Fruchthändlerin, die täglich die Jünger der Wissenschaft erfrischte, zu ihrer „Frau Gevatterin". „Herr Pedelle! Herr Pedelle! kommen Se doch mals her! Was is denn heut all wieder los?"

„Daß müssen Sie doch wissen, Madame, Sie sind ja eine halbe Studirte!" sagte der herbeitretende Pedell verbindlich, „Der Haupthahn hält heute seine letzte Vorlesung."

„So! So!" schmunzelte die Frau, „die Feriens kommen! Seh'n Se, Frau Gevatterin, ich sagt's Ihnen, der Blasse parlirt heut. Nu geben Sie acht, wenn die Uhr da auf der Akademie 5 Minuten vor ¼ zeigt, dann kommt er, dann sieht er Ihnen so bedenklich aus, dann schleicht er Ihnen man so — — und ich sage Ihnen, wenn er heraus kommt nach de Stunde, da sieht er Ihnen wie ein Jott aus, da is er ganz gesund, da strahlt er man so. — Herr Pedelle, in welche Nümmer redt er heute?"

„Nu zählen Se doch selbst die Studenten, Madame, wo könnt er wohl reden als in der Aula? Die Pflaumen sind excellent, Madame, geben Se mir ne Düte zu die Weintrauben; ich muß machen, der Herr Regierungsrath wünschen ein bequemes heimliches Plätzchen! Na adieu, Madame, Sie kriegen heut viele Kunden."

„Ne, was das anbetrifft, Herr Pedelle, so is es schlimm; die Studenten essen nich viel, wenn se den gehört haben. Leben Se wohl, Herr Pedelle, ich empfehle mich Ihnen."

2.

Der Geist entzündet sich am Geiste.

Jordan schloß heute seine Vorlesungen. Sie hatten Beifall gefunden, besonders ein Publikum, welches, gleich anfangs sehr besucht, dann immer mehr und mehr Hörer an sich lockte. Die Auditorien mußten gewechselt werden; das größte war nicht groß genug. In der That, der Gegenstand dieser Vorlesung, das Verhältniß von Staat und Kirche, griff tief ein in die Zeitereignisse — schon deshalb das allgemeine Interesse. Dazu kam die wissenschaftliche Gediegenheit des Lehrers, der Glanz seines Vortrags, vor Allem der Boden, auf dem er stand: das Leben. Die Aula füllte sich. Es kamen Studenten, Officiere, Kaufleute, ja hier und da ein junger Handwerker. Nicht nur Jünglinge sah man: auch Männer, — und in so gemischter Gesellschaft wird das „ungesehene bequeme Plätzchen" für den Herrn Regierungsrath sich wohl gefunden haben.

Es schlug ein Viertel. Jordan trat herein, ein schlanker hoher Mann, die Gestalt edel, aber die Hal-

tung etwas steif. Er war noch jung, aber er sah kränklich aus. Die Gesichtsbildung war klassisch, und doch hatten die Züge etwas Zusammengepreßtes, etwas in sich Gekehrtes. Der Mann sah aus, als sei er vollkommen der Welt um sich entrückt, als schaue er in sich hinein in ein Reich der Gedanken. Er bestieg den Katheder; er blickte um sich, blickte auf das wogende Auditorium. In jedem Gesicht sprach sich Erwartung aus, jedes Auge hing an seinen Lippen.

Da mit einem Mal war Jordan elektrisirt. Sein Haupt hob sich stolz, seine Bewegungen waren frei, sein Auge zündete gleichsam. Keine Spur mehr von Versenkung, er athmete auf, als wenn's ihn durchströme: „Hier bin ich an meinem Platze."

Er begann seinen Vortrag. Mit Klarheit und Ruhe gab er eine kurze Uebersicht der im Laufe früherer Untersuchungen gewonnenen Resultate. Mit Eleganz lösete er scheinbar unversöhnliche Widersprüche. Scharfsichtig deckte er beliebte Sophismen auf, Waffen dieser, jener Partei; und indem er die Hauptfragen der Zeit in ihrer Berechtigung noch einmal kurz beleuchtete, eilte er zum Schlusse. Er wurde wärmer, voll klangen die Töne an die Brust des Hörers.

„Meine Herren!" sagte er, „wir sahen, daß des Staates, der Kirche Zweck der Mensch sei. Sie haben mit mir erkannt, daß Staat und Kirche nur dann, nur in soweit Wahrheit haben, als sie diesen ihren Zweck: den Menschen zu bilden, verwirklichen! Mit diesem vollen Anrecht: Mensch zu sein, werden wir Alle geboren. Und nun schauen Sie um sich — — da, wo die Mittel fehlen, dies Recht zu verwirklichen, da ist eine faule Stelle am Staat und an der Kirche. Ich könnte sie durch Abgründe des äußeren und des geistigen Elends führen, eines Elends erzeugt aus diesem versagten Recht — — aber schauen Sie selbst um sich. — Meine Herren! mir ist das Herz schwer, die Zeit unsres Zusammenseins ist vorüber, ich soll Abschied von Ihnen nehmen! Mit Wehmuth scheid ich von denen unter Ihnen, die mir fern geblieben: Ich hätte die Stimme finden mögen, die Sie erwärmte! — Mit Wehmuth scheid ich von denen, die sich mir geistig verbunden haben!

Viele von Ihnen treten nunmehr in den selbstgewählten Lebensberuf: möchte ich beigetragen haben Sie dazu vorzubereiten! — Und da ruf ich Ihnen als Abschiedswort zu: sein Sie Menschen! bil-

den Sie Menschen. Helfen Sie jeder Kraft, jeder Anlage zur Entfaltung; ebnen Sie die Wege, die dazu führen. — Sie sind die Richter des kommenden Geschlechts, Sie sind die Ausleger seiner Gesetze! Sein Sie gerecht, sein Sie furchtlos! Allerdings! unsere Gesetze wahren das heilige Volks-Recht, die Unabhängigkeit seines Richters — und wehe! wenn sie angetastet würde! Aber glauben Sie's! Sie haben den Lockungen der Macht, der Ehre, des Glanzes; Sie haben der Willkür gegenüber doch Klippen zu umschiffen! — Und weiter, meine Herren! Der Jurist ist nicht nur Richter, er ist auch Inquisitor. Hier ist's, wo ich Ihnen zurufe: hüten Sie sich! Sie kennen die Grundzüge unsres Criminal-Prozesses; aber Sie müssen erst erfahren, welches Scheusal dahinter verborgen ist. Ich sage Ihnen, dieser unser geheimer Kriminal-Prozeß ist ein Krebsschaden, ist, daß ich's bei dem rechten Namen nenne, ein Höllenwerk! Hier ist's, wo Sie Ihre Seele verlieren können. — — — Ich sagte Ihnen: ich könnte sie über Abgründe des Elends führen. — Wer soll es ändern? — — Sie, meine Herren, sind dazu berufen; denn Sie sind die Gesetzgeber unserer Kinder. — — Eine neue Stimme

ertönt und fordert laut: Menschenrechte! Es ist die Stimme des Proletariers. Schützen Sie ihn! — — Die ganze Menschheit ruft, sie rief Jahrtausende vergeblich: Gewissensfreiheit! Oder meinen Sie, die Gewissen seien nicht gebunden, weil gerade Sie frei sind. Wollen Sie gleichgültig zusehen, weil nicht Ihre Kirche der Unterdrückte ist? weil nicht Ihrer Mutter der Säugling aus dem Arm gerissen wird? Denn in unserer Zeit, bei unsrer hochgepriesenen Bildung, geduldet von einem Monarchen, der der Gerechte hieß, ist dies geschehen! Man hat den Lutheranern die Gotteshäuser versperrt, man hat ihre Kinder mit Gewalt zur Taufe geschleppt, zur Taufe in fremde Kirchen, gezogene Säbel waren das Geleite! — Wollen Sie hier helfen? Und wollen Sie hören auf die Stimme unseres Volkes, welches nicht darben will, wo andere Völker genießen? Wollen Sie Gedankenfreiheit schaffen? Was soll der Gedanke mir, den ich nicht aussprechen darf, was soll die Wahrheit mir, die ich nicht mittheilen kann! — — Und dann, meine Herren, erinnere ich Sie an Einen großen Paragraphen unseres Gesetzbuchs: ein unumschränktes Königthum ging unter in dem

Blut unserer Väter! — — Nun leben Sie wohl! Denken Sie an die Wirrniß, die Hoffnung, die Furcht unserer Tage! Glauben Sie mir's, es bricht eine Zeit des Kampfes an! So lassen Sie denn fahren den Leichtsinn Ihrer Jugend! Sein Sie Männer!" —

Jordan schwieg. Es tönte wie das Rauschen der See, so nicht zu hemmen war die Bewegung seiner Hörer. Er ging! Da brach es los. Lauter, jubelnder Beifall geleitete ihn. .

3.

Zur nämlichen Stunde, wo Jordan zum letzten Mal auf dem Katheder stand, ahnungslos in seinem Lebenselement, lehnte aus einem mit Reben dicht umkränzten Fenster ein kleiner Knabe mit sichtlicher Ungeduld. Es war sein sechsjähriger Sohn, er schaute nach seinem Vater aus.

Doch wir wollen dieses Haus, in welches wir nun schon zum zweiten Mal eintreten, zuvörderst näher betrachten. Es steht abgelegen von den Hauptstraßen, aber diese Unbequemlichkeit ist reichlich vergütet. Nichts hier von großer Stadt, nicht diese

unzählige Fensterreihe zum Zins erbauter Häuser, — ja hier ist keine Stadt, hier ist man aufs Land versetzt. Solcher Oasen in der Wüste giebts noch einige in Berlin.

In diesem hellen mit Grün umrankten Hause muß sich's traulich wohnen; die hohen Fenster locken die Luft herein, die Jalousien wehren der Hitze; hier hinaus schauend der offene Himmel, der weite duftige Garten. Die hohen Bäume mögen im Mondschein sich manches Geschichtlein säuselnd erzählen. — Und da drinnen im Hause geht Alles so friedlich zu.

Wir öffnen die Gartenpforte, schattige Bäume führen zum Hause. Wir treten ein. Die kühle Flur, mit Quadersteinen zierlich gepflastert, Blumengruppen in den Nischen der Wände, scheint, ehe die Wärme der Abendkühle gewichen, ein willkommener Aufenthalt der Familie gewesen zu sein, wie auf dem Stuhl dort das Nähkörbchen verräth und das Spielzeug der Kinder. Die Thür zum grünen Wohnzimmer steht auf, wir gehen hinein. Da ist ja der Knabe, den wir vorhin schon gesehen; noch immer späet er hinaus — und dann horcht er nach dem Rollen eines Wagens — doch immer vergeblich. — Aber jetzt und

wieder lehnt der blühende Kinderkopf mit den blitzenden Augen sich hinaus, und das dunkle Haar fällt dabei über die Stirn. Das streicht sich der Kleine ungeduldig zurück und lehnt weit über die Fensterbrüstung. Jetzt aber wirklich zu weit. Da, aus dem Nebenzimmer eilt die Mutter hinzu und hält ihn: „Hänschen, Hänschen! was du doch thust! wärst ja beinah gefallen!"

Halb ärgerlich wendete der Knabe sich um: „Ach du bist's, Muttchen." Dann lachte er muthwillig: „Was du denkst, Mutter. Ich halte mich ja! sieh doch! Und weißt du! hier ist's nicht hoch, man fällt in's Gras."

„Aber du kleiner Schelm weißt ja, wie's mir so ängstlich ist," erwiederte die Mutter.

„Nun, Mutter, ich kann's lassen!" sagte der Kleine liebevoller, als die Wahl seiner Worte vermuthen ließ.

„Komm, Sohn, der Vater kann noch nicht hier sein, wir wollen zu Annchen," und leichten Schrittes eilte sie in's Nebenzimmer, das Schlafgemach. Der Knabe folgte. So sauber, so geordnet Alles hier; die Bettchen der Kinder so nah zu den Eltern

gerückt; die sorgliche Mutterhand mochte wohl oft Nachts die Kleinen decken, das Auge wohl oftmals auf den Schlummernden ruhen. — Und da am Fenster steht die vierjährige Kleine; zu der kniet die Mutter nieder und bindet das weiße Leibchen, aus dem die gerundete Schulter, der blendende Hals lieblich hervorguckt; nun streift sie das Haar glatt, das lockige, hellbraune, und drückt einen langen Kuß auf diesen süßen Rosenmund. Und wirklich, wie so die Aermchen geöffnet sind, die Mutter zu umfangen, und das rehbraune Auge so unschuldig und so zärtlich blickt: da ist's ein Kind zum Verlieben für den Fremden, — für die Mutter ein Kind des Entzückens. — Nun klatscht die Kleine in die Hände, das Rosa-Kleidchen wird ihr übergeworfen. Und jetzt steht das Annchen da, geschmückt, um ihren Vater zu den Ferien zu empfangen, und das ist ein Festtag für die ganze Familie. Dazu Kinder und Mutter noch abendlich geschmückt — dazu der Kuchen gebacken, mit dem Blumenkranze in der Laube, dazu von Hänschen die Seite so gut geschrieben, was ihm doch sonst gar nicht gelingen will. — Nun wird ja der Vater ausruhen — nun wird er den Seinigen recht angehören.

Jetzt sieht die Mutter nach der Uhr — es ist erst sechs — Sie öffnet das Klavier, sie singt. Es ist ein frohes Lied, ein einfaches Kinderlied, aber rührend rein klingt diese Stimme, und die Kleine begleitet mit wahrem Vogelgesang. Da fällt auch der Knabe ein, aber der stört die Melodie, wohl selbst mit Absicht, der kleine Schalk! denn er weiß, daß er nicht singen kann. —

Wieder sieht die junge Frau nach der Uhr, es ist noch nicht sieben; da bitten die Kinder: „spiel recht vergnügt, Muttchen! wir wollen tanzen.“ Und da springen die Kleinen; immer munterer die Töne, immer höher die Sprünge. Nun steht die Mutter auf, und sie lehrt die Kinder geschickter tanzen, summt die Melodie, — und nun tanzen sie Alle, als wenn es drei Kinder wären. — Da blicken sie auf — und da steht der Geliebte, der Erwartete, hat schon lange zugeschaut, und je fröhlicher die Seinen, desto fröhlicher das Lächeln des sonst so ernsten Mannes. — Jetzt wollen wir sie lassen, diese glückliche Familie mit ihren harmlosen Freuden. — Sie scheint es selbst zu wünschen; denn als sie nun Alle in den Garten gehen, sagt die Herrin des Hauses zu dem

Diener: „wenn Jemand kommt, wir sind nicht zu sprechen.“

Unmittelbar darauf gab Graf Armand seine Karte ab.

Und doch — es ist so schön unter Glücklichen zu weilen! wir müssen wieder zu ihnen zurück. — — Die Nacht hat sich auf das Gefilde gesenkt, eine helle Mondnacht, heilige Ruhe ist über die Erde gebreitet.

Die Kinder schlummern, aber dort in den Laubgängen wandelt noch Reinhold mit seinem Weibe; Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft weben sich in ihr Gespräch.

„Süßes, herrliches, einziges Weib, was bin ich selig, daß ich dich habe!“ so sprach er zitternden Tones, die zarte Gestalt der Geliebten umfangend, und seiner Seele Fiebern erbebten in dem Tone. „Charlotte, bist du denn glücklich, ganz und ganz und vollkommen glücklich? habe ich dir Alles gegeben in meiner Liebe, was du bedurft hast für dich? Sieh, ich weiß, daß es so ist, — und doch, und doch — sag es mir, einziges Weib!“

„Reinhold! Reinhold! wenn ich bete des Abends, so weiß ich nichts zu bitten als: Gott erhalte mir das Glück und mache mich würdig dazu! Ich wußte nicht daß die Erde so reich ist, und das Herz will mir zerspringen, wenn ich es all genieße.“

Sie standen vor einer dunkel umrankten Laube, sie setzten sich nieder. Charlotte lehnte in ihres Mannes Armen, ihr Haupt ruhte auf seiner Schulter. Die hellen Locken fielen zurück, der Mond beglänzte das holde Antlitz, das bald träumend die Welten droben zu ergründen schien, bald mit Zärtlichkeit auf ihres Mannes Zügen weilte.

„Weißt du wohl, Reinhold, hier war's, wo wir im ersten Sommer resignirten. Wir waren so dankerfüllt durch den Segen deines Wirkens. Nur das war uns Nothwendigkeit, nur dieses Gelingen war unser Gebet zu Gott! Wir wollten freudig jeder andern Lebenshoffnung entsagen! — Reinhold, und damals hatten wir keine Kinder! — Ach, ich will dir erzählen von unsrem Glück, du geliebter Mann! Ich war ein Kind, meine Eltern erwarteten dich, in dir wollten sie ihren Freund — den Dahingeschiedenen noch einmal sehen, im Sohne den Vater. Ich war

bei meinen Spielen mit den Knaben, und wir waren wild. Da rief mich die Mutter und schalt; denn recht unordentlich sah ich aus, sie sagte: „Der Reinhold ist gekommen, und er möchte dich kennen lernen.“ Da sprang ich in's Zimmer — — und da standest du in deiner Schönheit und deiner hohen Gestalt. O ich werd' es nimmer vergessen. Du küßtest mich, wie man ein Kind umarmt und küßt — das war ich ja, und das blieb ich ja — — und von den Jahren nachher, da ich dich abwechselnd gesehen, ist mir Alles entschwunden — ich spielte wie vorher. Aber der Augenblick ist mir ins Herz gegraben. — Reinhold! aber später! Damals als du zum Tode krank warst. Ich kam aus der Schule, ich war im fünfzehnten Jahr. Die Mutter weinte und sagte: „Charlotte, ein rechtes Unglück!“ — Mir stockte das Herz, mir starrte das Blut — alles! dacht ich, nur nicht mit ihm! Und mir war's, als müßt ich dich einschließen in mein Herz und dich wahren vor allem Mißgeschick — — Reinhold von da an hab' ich dich geliebt!“ —

„Auch ich, meine Charlotte, hab es ja früh empfunden, daß in deiner Liebe mein Leben bedingt

war! — Mit dir kann ich Alles, ohne dich! — o ich kann es nicht ausdenken dieses: ohne dich! — Ich werde leben ohne dich, wenn es sein muß, aber der Glanz meines Daseins ging dann unter!“ —

„Reinhold, weißt du noch, wie du bei meinem Vater um mich anhieltest? Er war sehr glücklich drüber, er weinte Freudenthränen. Werden Sie's nie bereuen, fragtest du, wenn ihre Tochter sich mir zu Leiden verbindet? Ich kann nicht handeln, wie's uns Glück bringt, nur wie ich's recht finde. Wird's Ihnen nie leid sein?“ — O daß die Eltern noch lebten, sich unsres Glücks zu freuen!“ —

Lange noch saßen die Liebenden zusammen. Immer neue und doch immer die liebsten Bilder ihres Lebens zogen an ihnen vorüber, keins war verblichen. Charlotte's Pinsel lieh ihnen frischesten Farbenglanz. Reinhold hatte meistens geschwiegen; er hatte ausgeruht in seines Weibes Liebe, aus ihrer Seele Spiegel frische Lebenskraft geschöpft.

Drittes Kapitel.

1.

Als Armand von seinem vergeblichen Besuche bei Professor Jordan heimkehrte, fand er die Seinigen in großer Bewegung.

Es waren Briefe aus H. gekommen, vom Gutsbesitzer Schöffen, Emmi's Vater; er vermuthete eine ihm nahe bevorstehende Verhaftung. Befreundete schrieben dasselbe; man wolle ihm, so gehe die Rede, Zeit lassen zur Entweichung, deshalb die Zögerung. Schöffen schrieb:

„Verehrte, theure Gräfin, Sie haben in mancher Lage meines sorgenvollen Lebens mir beigestanden. Sie haben meiner früh dahin geschiedenen Karoline den Todeskampf erleichtert durch Ihr Versprechen, unsrem Kinde eine Mutter zu sein. Das haben Sie

treulich gehalten, unsre Emmi ist unter Ihren Augen ein liebes Kind geworden, die ganze Freude ihres Vaters. Die zwei Jahre, da ich meine herangeblühte Tochter aus Ihren Händen zurückempfangen habe, gehören zu den glücklichsten meines Lebens.

Aber ich soll wieder einsam werden, ja ich soll entbehren, was dem Manne das Höchste ist: die Freiheit; denn in den nächsten Stunden beabsichtigt man meine Verhaftung, wie ich so eben aus guter Hand erfahren. — Man räth mir zur Flucht! Was! ich, ein schuldloser Mann soll fliehen? Das wäre wohl Manchem ein gefundenes Essen! Ich bleibe. Freilich, anderswo könnt ich auch leben, aber den Schein der Schuld will ich nicht mit mir nehmen. Ich habe nichts verbrochen, man müßte denn einer guten Sache einen schlechten Namen geben; aber da baue ich auf unabhängige und verfassungstreue Richter. Sehn Sie! ich habe gesprochen frank und frei, habe nicht weiß genannt, was schwarz ist; ich rief meine Mitbürger auf, durch Wort und That die beschworene Verfassung zu schützen, und habe mich nicht drum gekümmert, daß der, welcher sie verletzte, zufällig ein König ist. So mußte ich thun als ein ehr-

licher Mann, und schlimm, liebes Deutschland, wenn ich deshalb besorgt sein müßte!

Aber ich sorge um mein Kind! Hören Sie, theure Freundin, dulden Sie's nicht, daß an meines Kindes Jugend der Wurm der Sorge nagt. Sehn Sie mein Töchterchen an, frisch wie eine Blume lacht sie Ihnen entgegen. Sie darf es nicht wissen, was ihrem Vater bevorsteht! Der Zufall begünstigt mich darin.

Emmi schwärmt nämlich für ihren neuen König, sie ist durch Göttin Fama so enthusiasmirt für ihn, daß sie mir immer von einer Reise nach Berlin während Ihrer Huldigungsfeierlichkeiten vorplauderte. Da traf es sich, daß mein wackrer Freund Hardenthal mit seiner Frau dorthin reiseu wollte und mich bat, ihnen das Mädchen mitzugeben. Nun — wie die Frauen sind, wurde ihr die Trennung schwer — nun hatte sie nur mit mir reisen wollen — aber ich glaube, die Sehnsucht nach Ihnen, theure Frau, und nach ihrer Freundin Elisabeth hat den Sieg davon getragen. Sie ist gestern hier abgereist, wird in Umwegen nach Berlin kommen, Hardenthal will acht Tage dort bleiben — und wenn Sie können, wie ich wünsche, so lassen Sie Emmi für's erste nicht wieder fort. Sie

sagen, ich würde sie abholen u. s. w. — Ein dies motivirendes Briefchen ist im Voraus geschrieben, und werden Sie dies seiner Zeit gütigst abgeben. —

Die Sache mit mir kann nicht lange dauern, dem Mädchen ist die Angst erspart, und mir ist's leichter, wenn ich sie derzeit vergnügt weiß.

Nun zu den Vorbereitungen zu meinem erzwungenen Umzuge! Leben Sie wohl, theure Freundin, Sie und die Ihrigen; sein Sie außer Sorge um einen Mann, der Schwereres durchgemacht, und hören Sie nicht auf die Verläumdung, die den Verfolgten auf Schritt und Tritt begleitet.

Ihr ergebenster

Schöffen.

Sollte wider Recht und Sternenlauf meine Sache ernster werden, sollte ein Gewaltstreich an mir verübt werden, so leg' ich mein Kind in Ihre Hand!"

Ein Brief an Emmi lag diesem Schreiben bei. —

2.

Hier, lieber Leser, gestatte mir eine kleine ganz kurze philosophische Abschweifung! Du wirst, gleich

mir, schon Betrachtungen angestellt haben über das sogenannte „Spiel des Zufalls." Welche köstlichen Streitpunkte bietet dieses Wort „Zufall", welche tiefe Wahrheit wird zu Tage gefördert, je nachdem man seine Position nimmt zu diesem inhaltreichen Wort! Und welche seltsamen Zufälle giebt's! Ich meinerseits muß dabei immer an Fliegen denken! und du darfst mir das nicht übel nehmen; denn die haben mein ganzes Lebensgeschick entschieden. Höre nämlich.

Es begegnete mir, als ich ein Jüngling war, daß die Liebe in mein Herz einzog, ich betete ein Mädchen an, so anmuthreich, als nur je eins gewesen!

Mit diesem hatte ich tausend glückliche Stunden, sie schien mir der Inbegriff dessen, was ein Mädchen sein kann.

Nun mußt du wissen, ich bin sehr ernst; meine Geliebte schien auch ernst, — wir tändelten nicht, wie Ihr's thut — nein, wir waren glücklich und ernst.

Was geschieht? Eines Tages bin ich bei dem Vater meiner Braut zu Tisch. Wir unterhalten uns gemeinsam über die geistigsten Gegenstände, ich gerathe in eine warme Erregung, ich schütte meine Seele gleichsam aus; ich umfasse dabei meine Braut mit Zärt-

lichkeit; denn du weißt: gerade in solchen Momenten fühlt man sich am meisten zu Geliebten hingetrieben. Ein Zittern ihrer Gestalt zeigt mir die Bewegung, mit der mir zugehört wird — das rührt mich, das Zittern wird stärker — das erschreckt mich, ich blicke in das niedergesenkte Antlitz — — lieber Leser, sei du bewahrt vor Aehnlichem! — meine Braut lacht — und lacht so unaufhaltsam, als dich's nur je zur Verzweiflung treiben kann. — — Nun muß ich bemerken, es war Sommer, und im Sommer pflegen die Fliegen sich sonderlich zu behagen, sie werden zutraulich, sie zeigen selbst eine gewisse Anhänglichkeit an die Menschen. Eine solche anhängliche Fliege nun schien für die Person meines Schwiegervaters eine besondere Zuneigung gefaßt zu haben; oder nein! nicht für seine ganze Person, sondern nur für seine Nase. Mein Schwiegervater war anfangs unempfindlich gegen die Liebkosungen des Thieres, sodann schienen sie ihm lästig, sodann wies er sie zurück. Aber die leidenschaftliche Fliege kam immer wieder, hing sich mit unermüdlicher Zärtlichkeit an die Spitze seiner Nase, süße Hoffnungen schienen in ihr zu erstehen! — Arme Fliege! — Du hoffst vergeblich, die Langmuth meines Schwie-

gervaters kommt nicht aus Hinneigung zu deinen Gefühlen — Unglückliche, er merkt gar nicht, daß du da bist, aufmerksam horcht er auf den Erguß meiner Rede. Ja, ich fürchte! ich fürchte! deinem Liebesgekose droht ein schreckliches Erwachen. — Dieser Streit hoffender Liebe einerseits, der Langmuth und sanften Zurückweisung andererseits hatte sich einige Male erneuert, als ich jenes obenerwähnte Zittern wahrnahm.

Wenn ich bedenke, daß solcherweise meine Braut um einen sehr achtungswerthen Bräutigam gebracht worden, wenn ich zudem unserer möglichen Nachkommenschaft gedenke, so kann ich wohl sagen: „es giebt weltumgestaltende Fliegen.“

War nun jene heftige Liebe zu der schwiegerväterlichen Nase ein Spiel des Zufalls? Stoff genug zu Betrachtungen.

Besonders aber, lieber Leser bitte ich dich, Eine nicht zu übergehen, die, wenn gleich nicht unmittelbar dem Thema, doch aber dieser Geschichte zu entnehmen ist: Eine anbetende Liebe hat ihre besondren Gefahren.

„Welche Abschweifung aber von dem Roman,“ hör ich dich sagen. Du irrst, unsre Erzählung blieb

gerade beim Spiel des Zufalls stehen, und du weißt, ich muß dabei immer an Fliegen denken. Doch nun zur Sache.

3.

Wir verließen die Kleist'sche Familie in Gemüthsbewegung wegen des Schöffen'schen Briefes. - Die Gräfin war traurig, Elisabeth traurig und vergnügt, Graf Armand theilnahmsvoll. Der alte Graf dagegen war verstimmt und richtete, trotz seiner aristokratischen Gesinnungen, nach volksthümlicher Gewohnheit seinen Verdruß nicht gegen die entfernte Ursache, sondern gegen die nahe Umgebung. Er schalt seine Frau: „mir war der Umgang von jeher zuwider"; er schalt seine Tochter: „Haltung hab ich immer an dir vermißt, das lebhafte Mädchen wird dich noch ganz drum bringen"; er schalt seinen Sohn: „das sind die Früchte Eurer modernen Opposition". —

Er hatte den Brief verschmäht zu lesen, saß ärgerlich auf dem Sopha und sagte: „Liebe Frau, die Tochter eines in Untersuchung befangenen Dema-

gogen in meinem Hause zu haben, ist mir mindestens sehr lästig —"

Die Gräfin schwieg, und es war sehr gut, daß sie schwieg; denn Kleist starrte so eben auf den Buchstaben K in Schöffens Brief.

„Du wirst mir's nicht verdenken, daß ich dich bitte, diesen Besuch möglichst abzukürzen."

Die Gräfin schwieg wieder, aber sie sah sanft und freundlich aus, und dieses war sehr gut; denn es gab dem Grafen Muße, auf die Buchstaben K—ö—n—i—g zu starren; gab ihm Muße, sie mechanisch sich still zu wiederholen, wie du, lieber Leser, in Gedanken vertieft, gar oft thust, oder du zählst dann etwa die Sterne an deiner Zimmerdecke, oder fängst immer von vorn an zu zählen, wie viel Aepfel auf dem vor dir stehenden Teller liegen.

Kurz, Graf Kleist that's. Sein Auge ruhte abwechselnd auf dem König. „König," sagte er zu sich selbst höchst gedankenvoll. „König," rief er plötzlich, „was schreibt Schöffen vom König?" Er nahm den Brief und las. Wäre es nun die Stelle gewesen, „ich habe mich nicht drum gekümmert, daß der, welcher sie (die Verfassung) verletzte, zufällig ein König

ist,“ so wäre eine politische Abhandlung über die unumschränkten Rechte des Königs von Gottes Gnaden die Folge gewesen. Aber Kleist las: „Emmi schwärmt für Ihren neuen König, sie ist durch Göttin Fama so enthusiasmirt für ihn, daß sie“ u. s. w.

„Das gefällt mir von dem Kinde!“ sprach Kleist in völlig verändertem Tone. — „Das Kind ist besser als Ihr Alle zusammen! — nimm's nicht übel, liebe Frau, ich meine, auch du bist zu gleichgültig gegen die Trefflichkeit Sr. Majestät — — Ja, es wird mir eine rechte Freude sein, die Kleine hier zu behalten! — eine rechte Freude! — — Ich werde ihr recht schöne Züge aus dem Leben des herrlichen Mannes erzählen — — ja ja — sie kann den Winter hindurch hier bleiben. — Nebenbei bemerkt, liebe Frau, es wird dem Kinde sehr gut thun, in ein loyales Haus zu kommen.“

„Gewiß, lieber Mann, der Aufenthalt bei uns wird dem Kinde gut thun,“ erwiederte die Gräfin.

Dieses Kapitel ist sehr lehrreich, ja gewiß, das ist es. Noch eine Betrachtung, eine sehr wesentliche ist

nämlich draus zu entnehmen: Enthusiasmus läutert die Vorurtheile. Graf Kleist war adelstolz, aber ein Hauptzug seines Wesens war ritterliche Hingebung an seinen König. Deshalb verzieh er, daß die neue Gefährtin seiner Tochter nur einer sehr achtungswerthen, nicht aber einer altadeligen Familie angehörte.

Viertes Kapitel.

1.

Emmi an ihren Vater.

Berlin, 17. Octbr.

Das Blättchen mit deinen Grüßen hat mir die Tante heut gegeben, und sie sagt, du wolltest mich in einigen Wochen abholen. Das ist Alles sehr schön, aber warum schreibst du mir so wenig?

Wenn du sagst, „ich habe zu viel zu thun,“ sieh, so antworte ich: Du hattest vor Jahren auch viel zu thun, und da schicktest du mir lange Briefe. — Wenn du sagst: „Ach Mädchen, du lebst ja herrlich und in Freuden ohne mich,“ so ist's freilich hier Alles nach Herzenswunsch; aber du fehlst mir sehr, sehr, viel mehr, als ich's sagen kann. —

Morgens, wenn ich aufstehe, denk ich, mich zu dir versetzend: mein Väterchen hat sich jetzt müde gearbeitet, — schnell angezogen, schnell Kaffeegeräth — Zeitung für ihn — Strickzeug für mich auf sein Zimmer genommen! — — aber 's ist nicht die Rede davon! du sitzest an deinem Schreibtisch — die Thür geht auf, wer kommt statt deiner jungen Tochter? Die alte Jette. Statt meines guten Morgens ihr: „Gott zum Gruß", statt meines Kusses zum Glück nicht ihr Kuß.

Ich sage dir, Papa, ich habe zuweilen Lust, das thörichtste Zeug zu schwatzen; das war so schön bei dir, daß du deine Freude dran hattest. Die Tante und Elisabeth bring ich recht oft zum Lachen, du weißt's, wenn ich Scherz treibe, so muß man lachen — — dann sehen sie mich aber Beide so, so, ich weiß nicht wie an, als wenn's eine Sünde wäre — und das wär's doch nur, wenn du betrübt wärst, oder dir etwas Trauriges begegnete. Nicht wahr, lieber Vater? — Ach schreib mir doch, aber recht Alles, Alles von früh bis spät, wie du's treibst. Und komm bald, aber bleib dann recht lange hier; denn ich habe sie Alle hier gar zu lieb.

Papa, deine Urenkelin Emmi kann einst lachen;

die wird's gut haben: die nimmt ein gebogenes, mit vielen Winkeln und seltsamen Spiegeln versehenes Glas, guckt hinein — — Gott lob, ihr Vater ist wohl, er hat eben sein Mittagsschläfchen beendigt; jetzt tritt er vor den Spiegel, bindet sein Chemiset um, nun die Halsbinde! Die alte Jette, die Urenkelin unserer alten Jette, trippelt herbei mit seinem Ueberrock, der wird angezogen, der zukünftige Papa tritt an den Spiegel, — und dann zuletzt, ehe er geht, hebt sich noch seine Brust als wie zu einem tiefen Seufzer (das hört man nicht, aber das sieht man durch's Glas und gewiß, es war ein Seufzer) und das soll heißen: „du mein Emitzel gehst nicht mit mir spazieren, geh' dir's nur wohl, mein Kind!"

Wenn du an Erfindung solch eines seltsamen Glases zweifelst, so kann ich dir nur sagen: lieber Vater, die Urgroßmama hätt's auch nicht gedacht, daß ich auf einem Ding fahren würde, was man „Eisenbahn" nennt, und das that ich gestern; wir fuhren nicht, nein wir flogen nach Potsdam.

Nun aber will ich dir recht viel erzählen! — Du weißt, daß ich vor Else's Vater immer solche Scheu hatte; — jetzt gar keine mehr, jetzt habe ich Scheu vor

Graf Armand; der war doch sonst so sehr gut gegen mich, und ich weiß noch, wenn ich als Kind mit Else Ball spielte oder sonst ein Spiel, und wir stritten uns dabei, so gab er mir immer recht. Denkst du, Papa, er nenne mich noch Emmi! Bewahre! Er nennt mich Fräulein, er spricht fast nie mit mir, und wenn er's thut, so ist er steif und kalt. Ach und mit den andern Allen ist er so liebreich! Drum ist's mir auch nur die halbe Freude, wenn wir Abends um den runden Theetisch plaudernd sitzen, sie haben sich Alle so lieb — sollt ich's da nicht fühlen, daß ich ausgestoßen bin? Und das bin ich; denn Armand ist die Seele der Familie.

Denke aber nicht, Papa, daß er unfreundlich ist, er sorgt auch für mich, wo es geht; aber ich mag nichts von denen, die sich mir fremd fühlen. Der alte Graf sorgt auch für mich, und das freut mich, weil er mir gut ist; er erzählt mir aus seinem Leben, und all die Festlichkeiten hier hab ich mit ansehen müssen. — Von der Tante kann ich nichts sagen, als „meine süße geliebte Tante!" Sagte ich mehr, so könnt ich nicht aufhören — und wenn ich mein Elschen nicht viel zu sehr liebte, so würd ich expreß einen Roman

schreiben, um sie zur Heldin zu erheben, so liebenswürdig ist sie.

Zweimal in der Woche ist hier Abends Gesellschaft, d. h. es kommt, wer zu kommen hat. Was geschieht? Es wird Schach gespielt. Aber nicht ein Spiel mit todten Figuren, sondern lebendige Menschen agiren dabei. Das geschieht folgendermaßen: (Nämlich, Papa es kommt mir so vor — denn du würdest dabei nichts finden, als daß eine ziemlich große Gesellschaft am Theetisch sitzt und sich geistreich unterhält.)

Der alte Graf ist der braune König, seine Schwester Gräfin Wilhelmine ist die braune Königin; sie sehen stattlich aus: der König trägt zwar keine Krone, aber doch eine Perrücke, und es ist ein lieber alter brauner König. Graf A... ist der Minister Springer — dann kommen einige Laufer u. dgl. Der dicke Minister M. ist der Thurm, — meine liebe ernste Miß Grant, die gute geliebte Lehrerin, stellt auch eine Figur vor, aber sie bewegt sich nicht viel; wenn sie jedoch einen Zug thut, so setzt sie meist die weiße Königin, das ist Rosa, oder wohl gar den König, das ist Graf Armand, in Schach. — Da drüben haben sie

auch schöne Figuren. Ich, Papa, bin ein einfacher brauner Bauer, und Sr. Majestät haben gesagt, ich hätte sie in der Schlacht sehr oft beschützt. Ich kannte das Spiel nicht, hab es aber schnell gelernt. Die Züge sind ungefähr folgendermaßen:

Ein weißer Bauer beginnt: „Wie trübe ist heut das Wetter, und wie schön war es gestern!"

Brauner Bauer: „Mit nichten, es war ja gestern grau umzogen, nur in dem Moment, wo der König zu dem huldigenden Volk die herrlichen Worte sprach, ließ Gott seine Sonne leuchten."

Weißer Springer: „Oeffnete sich nicht auch der Himmel und eine Stimme, in Gestalt einer Taube rief: das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe?"

Brauner Bauer (und das bin ich): „Ob die Sonne schien oder nicht, das weiß ich nicht, aber die Bibel ist zu heilig, und der König war zu begeistert zum Spott."

Nun, Papa, ist das Spiel eröffnet, die weiße Königin, die nebenbei sehr schön ist und Allen gefällt, eilt herbei, nimmt gefangen, setzt in Schach, sieht immer, daß Sr. Majestät dem weißen König kein

Unheil begegne, und der ist doch ein kühner, muthiger Feldherr, operirt am besten, und wo er schreitet, da fällt sein Gegner.

Die Schlachten sind manchmal heiß, aber interessant.

Das wird dich wundern; denn du weißt, ich liebe dergleichen Spiele nicht. Sie nennen's auch hier, wie gesagt, nicht Schachspiel, sondern die Tagesinteressen besprechen.

Für heute, du mein geliebter Vater, nimm vorlieb mit meiner Thorheit, nächstens schreib ich wieder. Mir ist's angst um dich, obgleich ich nicht weiß, warum, und unter der Thorheit steckt ein bangendes Herz. Deine getreueste

Emmi.

Meinen früheren Brief wirst du doch empfangen haben?

2.

23. Oktober.

Die Luft ist mild, eine klare Herbstluft, wie es dich, du mein geliebter Vater, immer stärkt. Freilich

fallen die Blätter von den Bäumen, und die droben noch mit dem Winde spielen, die haben sich bunte Kleidchen angezogen, rothe und gelbe und braune; aber die Natur um mich ist nicht, als wenn sie sterben wollte, sondern, als wenn sie noch recht fröhlich wäre und das Leben mit vollen Zügen tränke. Ach Vater, so ist mir auch, mir ist das Herz so übervoll solch' ungekannte Lust d'rin, ich möchte aufjauchzen, — und dann ist mir wieder, als wenn Sonntag wäre und eine ganz besondere Freude mich erwartete. Wenn ich aber nachdenke, worüber ich denn eigentlich so glücklich bin, so weiß ich's nicht, ja da finde ich, daß mir eine Last auf dem Herzen liegt, und wenn ich weinen könnte, dann, glaub' ich, würde sie leichter werden!

Nicht wahr, Vater, das muß einem leid thun, wenn die, denen man nur Liebe zeigen möchte, uns so zurückweisen, daß kein Wort über die Lippen kann, und wenn die, denen man Alles zu Dank machen möchte, das Ungethane mit Mißtrauen betrachten? — — Ach da seh' ich deinen besorgten Blick, der mich fragt: wer kränkt dich denn? — — — und Papa da erwach' ich — und es fällt mir ein, sie sind

ja Alle sehr gut mit mir. Nur daß Armand so kalt ist und wie ein Fremder, das thut mir leid; aber ich werde recht gut sein, so wird's schon anders werden!

Ich sitze, während ich schreibe, am offnen Fenster, blicke in unsern Garten, in dem ich als Kind gespielt habe, Alles ist noch unverändert, so lieb und heimatlich. Alle Güte meiner Tante, wie sie mich gehegt und gepflegt hat, tritt mir vor die Seele; das thut sie auch jetzt, und wenn du, Vater, es sähest und meine Mutter im Himmel, so würde euer Herz zu Dank bewegt sein. Komm doch, lieber Vater, und sieh dir's an — und komm, damit ich empfinde, was deine Briefe mir sagen: daß dir's wohl geht.

Jetzt leben wir recht stille Tage, wir, d. h. Miß Grant, Elsbeth und ich. Miß Grant giebt uns Klavierunterricht, wir singen, lesen, sticken zusammen, wir unterhalten uns, und das Alles gefällt mir sehr gut. Abends sind wir bei der Tante, die sich für diesen Winter von allen Abendzirkeln losgemacht hat; die Männer aber sind viel in Gesellschaft und nehmen Gräfin Wilhelmine und Rosa dabei unter ihren Schutz. Ich sehe Rosa oft unwillkührlich lange d'rauf an, ob

sie wirklich Armands Braut ist — das sagen Viele, und ich kann's und kann's nicht glauben.

Die Feierlichkeiten hier wollt' ich dir ausführlich beschreiben, aber das ersiehst du ja Alles aus den Zeitungen. Mich hat diese Pracht, dieser großartige Aufwand geblendet, dergleichen habe ich ja nie gesehen, nie als möglich gedacht. Doch selbst dies verschwand mir vor dem Interesse an denen, welchen diese Feste gelten: dem König, der Königin. Ich liebe sie beide; des Königs aus tiefster Seele gesprochene Worte bei der Huldigungsfeier gingen bis in die Seele. Freilich der „Könige Wege sind thränenreich" ohne die Liebe ihres Volkes. Diesem Könige schlagen die Herzen entgegen, hier ist Fürst und Volk Eins in der Liebe, und was Schönres könnt' es wohl geben! Gewiß Vater! es wird ein neuer Tag aufgehen über unser dann nicht mehr „armes Deutschland." Du sagst: das erste Band zwischen Fürst und Volk sei Vertrauen. Vater, hier herrscht Vertrauen, und wer sollte hier Zwietracht säen?

Das Schönste aber von aller gesehner Pracht, das war zu Ende September der Einzug des Königspaars, der hat mich entzückt, davon laß dir erzählen;

ich hätt's schon längst gethan, aber erst jetzt komme ich zur Besinnung. Du glaubst nicht, wie confus es bis vor acht Tagen in meinem Kopfe war; doch die Stille jetzt räumt Alles wieder auf.

Der Morgen war prächtig, die Sonne schien so munter, ich glaube, sie war früher noch aufgestanden, wie gewöhnlich, und blickte den Menschen frisch in's Gesicht hinein; und die wieder freuten sich über die Sonne und den klaren Himmel. Der breitete sich aus in blauer, majestätischer Wölbung, und kein Wölkchen durft' ihm die Heiterkeit trüben. Es wäre auch Schade gewesen, wenn er ein finstres Gesicht gemacht; denn den Jubel der Menschen hätt' es recht arg gestört.

Die ganze Stadt schien auf den Füßen, selbst in unserer nie belebten Straße wogte die Menge. Von Geschäftsverkehr, von Arbeit war nicht die Rede, ja selbst Elend und Krankheit schienen vergessen; denn die bleichsten Gesichter überglänzte ein freundliches Auge, und die ärmlichsten Gewande waren gesäubert und ganz. Nicht der König war's, den man erwartete, der umgeben von Macht und Ehre — dem sieht man neugierig staunend entgegen; nein, dem Landes-

vater, dem gütigen, segensvollen schlugen die Herzen entgegen: das spiegelte sich in jedem Blick.

Und dazu nun all der Putz der fröhlichen Leute und die Unverdrossenheit, mit der sie Morgens zu sehen gingen, was erst Nachmittags kommen sollte.

Alles strömte der Königsstadt zu, von dort her sollten die Erwarteten eintreffen, dort versammelten sich die Festzüge, dort war jedes Fenster erkauft, ja an Pfosten, an den Giebeln der Häuser hing manche kühne Gestalt, und jedes Plattdach, vornehmlich aber das königliche Schloß war übersät mit Menschen.

Du kannst denken, Papa, ich machte große Augen, mir war's eine Lust, das mitanzusehen; und die Andern freuten sich über meine Freude, sie haben sich ordentlich d'rum gestritten, wer mit mir fahren sollte. Armand wollt's, und der Graf wollt's auch, und dieser hat's denn auch gethan, hat mich in meinem Vergnügen plaudern lassen, was ich wollte, und erst Abends hat er gesagt: „die jungen Damen in Berlin werden Sie eine Kleinstädterin nennen, wenn's mit Ihren Plaudereien so fortgeht.“ —

Nun höre, lieber Papa. Es war ein Uhr, da kamen die Wagen. Wir fuhren nach dem Schloßplatz;

dort waren Fenster für uns in Beschlag genommen. Von dem Gewühl auf unserem Wege hast du keine Idee. Spät, kurz vor dem Schluß der Barrièren kamen wir an. Auf den Straßen verging Einem der Athem; denn jeder Schritt mußte errungen werden, aber oben an den Fenstern erschien's wie ein unermeßlicher Triumphzug.

So weit das Auge reicht, tausend und aber tausend glückliche Menschen, Alle im besten Schmuck, aus allen Fenstern frohe Gesichter, zu deinen Ohren munteres Getön.

Weithin zur Seite die Königsstraße, längs der Häuser menschenbesetzte Estraden, davor, eine Gasse bildend für den kommenden Zug, um, wenn er vorüber, sich ihm anzuschließen, die köstlich geschmückten Gewerke, Mann an Mann bis in die Ferne sich verlierend.

Vor uns der prächtige Platz, das majestätische Schloß, die eiserne Brücke mit ihrem erznen Denkmal. Der große Ahn des heut Gefeierten schaut da herunter; welch Lieberes könnte er wohl sehen als diesen Jubel des harrenden Volks? Und dazu nun die flaggenden Schiffe, die tanzenden Fähnlein von Dächern

und Fenstern; weit über die Straßen hinüber Blumenguirlanden in üppiger Georginenpracht, ein Haus reicht sie dem andern.

Jetzt läuten die Glocken: unsere Mauern umfingen das Königspaar. Freudentöne erfüllen die Luft, dazwischen in der Ferne einzelne Klänge rauschender Musik. Und wieder ein Klang — und dazu hellere Klänge, und jetzt hörst du die freudige Melodie; jetzt schreiten die Fahnenschwenker daher; die alterthümlichen, prächt'gen Standarten flattern weit in den Lüften! Und dahinter das Musikchor und dann das Bürger-Gewerk, dem es angehört.

Durch Privilegium gebührt der Schlächterzunft die Eröffnung des Zugs. Die Meister, wohlberitten, in braunen Uniformen mit Gold gestickt, entblößte Degen, Hüte mit Federbusch in den preußischen Farben. Und dahinter die Gesellen, nicht minder geschmückt.

Dein Auge weilt noch auf diesem glänzenden Zug, du freust dich dieses Reichthums der Bürger, freust dich des Stolzes, mit dem sie ihn entfalten! Doch da naht schon mit schmetterndem Trompetenklang ein zweites Corps, und unwillig trennt sich der Blick von

der einen Pracht, damit die neue ihn wiederum fessele. Dort auf Pferden, mit feinen Decken geschmückt, ziehen die Brauer vorüber, in schwarzen Röcken und dreieckigem Hut, silberne Tressen, silberne Stickereien, breite Schärpen, Säbel und weißer Hahnenfederbusch.

Und nun, lieber Vater, naht hinter schallendem Spiel und fliegenden Fahnen hoch zu Rosse die Kaufmannschaft. Solch' köstliche Pferde hast du selten gesehen, und die stattlichen Reiter blicken darob stolz und kühn.

Und wiederum schließt sich der Zug, und wiederum öffnet er sich. Da unbeschreiblicher Jubelruf, übertönend den Donner der Geschütze, das Läuten der Glocken: die Klänge der Musik: der König, die Königin kommen! Vater, dieser Volksjubel hatte etwas Wahres und Heiliges; Wahres und Heiliges diese leuchtende Freundlichkeit des Fürsten, die überströmende Rührung seiner Gemahlin!

Langsam bewegte der Wagen der Königin sich vorwärts, langsam daneben ritt der König, sie grüßten nach allen Seiten, nach allen Fenstern. Wo sie vorüberziehn, werden weiße Tücher geweht, werden

Blumen gestreut. „Segen! Segen über Euch!" das war der Gedanke.

Aber dein Auge wird neu gefesselt, und doch ermüdet es nicht. Jetzt ziehen zu Fuß die verschiedenen Zünfte vorüber. Diese, Vater, hättest du sehen müssen, dies hätte dich wahrhaft erfreut; drum sah ich immer mit deinen Augen, empfand ich deine Gedanken.

Daß unter den Bürgern noch Selbstgefühl, Ehrgeiz, daß unter ihnen noch der Sinn für eine Allgemeinheit: das bewies die Großartigkeit, mit der sie zu diesem Feste ihre Kräfte entfalteten. Keiner wollte ausgeschlossen sein, Jeder spendete nach Möglichkeit zu dem vollkommenen Ganzen. Zweiundfunfzig Innungen bildeten den das Königspaar geleitenden Zug. Die drei ersten zogen schon zu Anfang an uns vorüber, jetzt folgten die andern. Jedes Gewerk kündete sich durch Musik, durch prächtige Fahnen an. Auf Stäben wurden Insignien, Privilegien, kleine Musterwerke vorangetragen. Das Auge, aber auch das Herz konnte nicht aufhören, die letzeren zu bewundern, diese zierlichen Arbeiten menschlicher Hand. Mit einem von den Straßen bis zu den Dächern ertönenden „Bravo" wurden diese Prachtstücke, diese vollendeten

Kunstwerke begrüßt. Stolz und glücklich schauten die Träger zu den Beifallstürmenden hin.

Den Klempnern ritt ein prächtig geharnischter Ritter voran, von zwei gleichmäßig gerüsteten Knappen begleitet. Die Tischler prangten durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit ihrer Modelle; die Maurer mit Säulen, Rosetten und Schilden, die Stuhlflechter mit einem kunstvollen Divan, der Miniaturbildung eines Meisterstücks. Ich könnte viele Seiten lang noch erzählen. Von den Zimmerleuten mit Dächer- und Treppenmodellen, den Korbmachern mit zierlichsten Geflechten, den Goldarbeitern, den Fischern in malerischem Kostüm mit grünen, auch golddurchwebten Netzen und vergoldeten Rudern — es war so schön, daß ich weinen mußte vor Freuden. — Diese Menschen, die man Werktags nur in Mühen und Arbeitsstaub sieht, und Sonntags in Flittertand oder oft auch in Bedrückung: endlich einmal in wirklicher Bedeutung, in gerechtem Selbstgefühl! —

Ja, das Volk ist die Quelle des Reichthums, hört' ich dich sagen; seine Intelligenz, seine Kunst, seine Arbeitskraft, sein Selbstbewußtsein sind die wirkliche Macht eines Staates. Nicht das Volk ist für

die Fürsten, nein, die Fürsten sind für's Volk. Des Volkes Tugenden einzig bildeten den Glanz des Regenten, des Volkes Liebe ist seine alleinige Stütze, Waffe und Schild, des Volkes Glück sein alleiniger Wirkungskreis.

Hab' ich dir nachgedacht, mein Väterchen?

Als wir heimkehrten von diesem Erlebten, war die Stadt schon erleuchtet, die Nacht ward zum Tage, und Sonnen, Monde, Sterne, nebst schimmernden Lichtgebilden funkelten in diese Zaubernacht hinein. Aber meine Augen waren geblendet, meine Sinne konnten nichts mehr fassen, ich war wie ein müdes Kind, das keines Sanges zum Schlummer bedarf; doch Träume von dem stillen Zuhause und dem lauten Festtag durchwebten meinen Schlaf.

Wann kommst du, Papa? Und wie geht dir's? Das Herz ist ein seltsam Ding — du sagst, du seiest wohl, und doch hab' ich Sorge um dich. Schone dich recht! — und doch: arbeite auch ein wenig, damit das fatale Hemmniß deiner Hierherkunft bald weggeräumt ist. Lebe wohl, Herzensvater!

Emmi.

Fünftes Kapitel.

1.

Rosa fühlte sich jetzt sehr glücklich, so glücklich als noch nie in ihrem Leben. Schon in ihrer ersten Jugendzeit, in ihrem sechzehnten Jahre, hatte sie etwas Aehnliches empfunden, aber es reichte nicht an die jetzige Befriedigung. Damals nämlich, als sie in die Welt eintrat, als sie in den Huldigungen, die ihr entgegengebracht wurden, zuerst sich ihrer Vorzüge bewußt wurde. Und noch ein anderes Interesse, das an ihrem Cousin, erwachte damals in ihr wärmer, als es die Natur ihres Verhältnisses mit sich brachte.

Der junge, schöne Mann glänzte in der That vor all seinen Gefährten, es war eine Lust, ihn zu sehen, ein Genuß, ihm zuzuhören. Sprudelnder Witz, Geist und Lebenslust würzten seine Unterhaltung. Wo er

erschien, siegte er, manches Frauenherz pochte schneller, wo er nahte, und manche Blüthenzeit eines Lebens war vorüber, wo er ging. Auch war sich Armand seiner Siege bewußt, er besaß damals jene männliche Koketterie, die, mit Schönheit und Geist gepaart, selten ihr Ziel verfehlt; aber eben deshalb auch war er wandelbar, nicht die Blüthe suchte er, sondern den Duft — schritt dann weiter, unbekümmert, ob der verzehrende Strahl seines Auges die Blüthe versengt.

Rosa jedoch hatte während all der Zeit sich der unveränderten Freundschaft ihres Vetters zu erfreuen. Freundschaft! freilich ein kaltes Geschenk für Liebe; gewiß das Mädchen wünschte ein wärmeres, aber sie konnte zufrieden sein: sie hatte das sichere.

Sechs Jahre waren seitdem vergangen. Woher nun diese Umwandlung Armands zu einem so ernsten, gesinnungsvollen Manne?

Man könnte antworten: Jahre ändern; aber die Zeit thut's nicht, sondern die Erfahrung während derselben.

Und Armand hatte erfahren, daß sein Herz leer geblieben war bei dem glänzenden Spiel, und daß

das Leben zu ernst sei zum Spiel. Er wollte wirken in der Welt und lieben, Liebe sollte ihm die Welt verklären. Er blickte umher, aber nun fand er nicht, was er suchte; die Jugendwallungen lagen dahinten — er hatte noch nicht geliebt.

Mit solchem Willen zu wirken, solchem Wunsch zu genießen trat Armand nach langer Abwesenheit in den heimischen Kreis. Jemehr die Wirkungssphäre des Mannes in seinem Vaterlande bedingt war, desto glücklicher fühlte er sich im Familienleben, namentlich im Zusammenleben mit seinem trauten Mutterherz.

Aber auch seine Thätigkeit hatte kürzlich einen Boden gefunden. Der Mann, der im Jahre 1814 für sein deutsches Vaterland die freiesten Principien forderte in seiner bekanntenten Denkschrift, der Mann, welcher hauptsächlich mitgewirkt hatte zu der ersten Verwirklichung der Einheit Deutschlands, zu dem allgemeinen Verband des Zollvereins: Eichhorn war Minister geworden. Sollte diese Wahl nicht zu schönen Hoffnungen berechtigen? Weil er das Eine geleistet, erwartete man auch das Andere von ihm. Aber wie oft finden wir's: auf der rechten Stelle leistet der Mensch das Rechte; bei Anforderungen jedoch, denen seine

Kraft nicht gewachsen, sinkt er zurück, sinkt selbst unter sein bisheriges Vermögen. — Der Minister Eichhorn war ein gewandter Geschäftsmann, dem die Erfahrung zur Seite stand — als er jung war, beseelte ihn das freie, nun er alt, das religiöse Gefühl; ein Staatsmann, der das Schiff lenkt, die Stürme vorhersieht, die Klippen umschifft, das war er nicht, und er segelte auf ihm unbekannten Wassern.

Doch Armand hoffte gleich Vielen, er bot seine Dienste an, bereitwillig wurden sie angenommen.

Armand und Rosa sahen sich täglich, allein und in Gesellschaft. Und gerade in letzter waren sie bisher sich ihrer Uebereinstimmung bewußt geworden. Sie fanden dort nicht, was sie suchten; sie verlangten Selbstständigkeit und Gesinnung, sie fanden Nachahmung und Leichtsinn. Freilich war Rosa ein Weltkind, durch Erziehung an die Gesellschaft gewöhnt, durch Auszeichnung daran gefesselt, und dieser Triumphe würde sie entbehrt haben; aber wie gesagt, sie war zu charaktervoll, um nicht nach Mehrerem zu verlangen. Das hatte sie nun gefunden, und *sie* war das Band, was ihren Vetter an die Gesellschaftswelt fesselte.

2.

Es war Abend, rollende Wagen, erleuchtete Fenster verkündeten die Gesellschaftsstunde. Die gräflich Kleist'sche Equipage hielt vor einem stattlichen Hause, Armand stieg aus, eilte die erhellte Treppe hinauf. „Die Gräfin noch hier?" fragte er den Bedienten. Dieser bejahete und öffnete das Zimmer. Armand trat ein.

„Nun Tante, Sie warten wohl schon auf uns?" sagte er zu der auf dem Sopha sitzenden Dame. „Aber was seh' ich," sprach er näher tretend, „noch keine Toilette gemacht?"

„Ich werde heut zu Haus bleiben, lieber Neffe, wieder ein Kopfwehtag, mein gewöhnliches Leiden, sonst nichts."

„Und Rosa?"

„Ist fertig."

Indem trat das junge Mädchen in's Zimmer mit Kapotte und Mantel. „Also wirklich, liebe Tante, ich soll Sie allein lassen?"

„Ja Kind und eile!"

„Nun so kommen Sie, Rosa,“ sagte Armand, der jungen Dame den Arm bietend, „der Vater wartet unten, — gute Besserung, Tante!“

„Armand,“ rief die Gräfin den Eilenden nach, „ich rechne auf Euch zu morgen Abend, und daß die Mädchen ja mitkommen.“

„Gewiß, ein Geburtstag hat seine Rechte.“

Eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft hatte sich bei Staatssekretair von D. versammelt. D. war ein Emporkömmling, aber er bekleidete ein wichtiges Amt; vor sechs Wochen noch bürgerlich, war er durch die Gnade des neuen Monarchen geadelt. Die vornehmste Beamtenwelt, so wie der Adel, der mehr und mehr sich dieser einverleibt, verschmähte nicht seine Soiréen zu besuchen. Zudem war der Wirth gescheut, ein Witzling, die Wirthin liebenswürdig.

Auch heut war die Gesellschaft gemischt, dazu noch viele Fremde, herbeigeführt durch das Festkleid Berlins.

Eine Reihe geschmackvoller Zimmer, blendender Lichtglanz, zahlreiche Dienerschaft in Bewegung; dazu dieses Summen einer Menge von Menschen,

dieses Hin- und Hersprechen, diese stete Bewegung; glänzende Toilette der Damen, um so glänzender, je älter die Trägerin; viel junge, manche schöne, wenig frische Gesichter, viel Sterne und Ordensbänder im schwarzen Frack, junge, muntere Leute, aber auch junge, sehr elegante, sehr biegsame und schmiegsame Leute, — Höflichkeit, Steife, Anstand, vollendeter Weltton, Unbehülflichkeit — kurz man kennt dieses bunte Durcheinander, diese „Gesellschaften“, — wozu sie beschreiben!

Wieder öffneten sich die Flügelthüren. Graf Kleist trat herein, seine Nichte am Arm, Armand folgte. Die jungen Damen, die jungen Herren blickten beifällig auf das schöne Paar, oder vielmehr die Herren auf Rosa, die Damen auf Armand; es wurde geflüstert, gefragt. Die Wirthin ging den Kommenden entgegen. „So allein, lieber Graf! und Sie, mein Fräulein, ohne Ihre Tante? — nun Sie sind bekannt hier, Sie werden Platz nehmen bei Ihren jungen Freundinnen!“ und damit führte sie Rosa zu dem jugendlichen Kreis. „Aber Sie, Herr Graf,“ sprach Frau v. D. zu Armand, „ich fürchte, Sie werden hier fremd geworden sein.“ —

Der Wirth trat hinzu, er sagte verbindlich: „Gut, daß Sie kommen, lieber Graf! so eben war von Ihnen die Rede, ich wünschte, Sie hätten's gehört. Ihr neuer Minister fragte nach Ihnen, ließ sich von Ihnen erzählen. Erlauben Sie, daß ich Sie zu ihm führe."

Es kamen neue Gäste, die Unterhaltung ward lebhafter, man setzte sich zum Spiel; die junge Welt fand sich zusammen, man sprach, scherzte, lachte, es wurde musicirt, kurz: man schien im besten Wohlbehagen. Dem unbefangenen Zuschauer mußte das Alles sehr vergnüglich erscheinen; wenn er aber, dadurch angeregt, nun hörte, nun achtsamer zusah, so fand er viele Langeweile auf den Gesichtern (nota bene wenn sie sich unbemerkt wähnten) und jedenfalls viel Flachheit im Gespräch.

Das hatte ein gute Weile gedauert, da flüsterte Armand, der hinter den Stuhl seiner Cousine getreten war: „Mein Gott, Rosa, wie halten Sie's denn aus Abend für Abend in diesem Geschwirr?"

„Wie Sie sehen, sehr gut, und jetzt, wo ich Sie habe, noch besser!"

„Dann thun Sie nur getrost einen Rückschritt, ich bin heut zum letzten Mal Ihr Leidensgefährte.“

„So wird's an Andern nicht fehlen!“ sagte das Fräulein, spöttisch und doch sehr freundlich den jungen Mann anblickend. Dann fuhr sie eindringlich fort: „Aber wir schaffen uns Leiden, das ist ein alter Spruch! finden Sie doch den Standpunkt, von dem aus Sie betrachten und Theil nehmen, so wird's Ihnen hier besser behagen!“

„Gewiß nicht, Rosa! Genuß im Gespräch hab' ich nur mit Einem, mit Zweien, dieses Reden um nichts, diese Unterhaltung um sich zu unterhalten ist mir zuwider!“

„Nun so werd' ich Sie unterhalten, um Sie hier bekannt zu machen! Merken Sie's also: wir haben einen Zweck!“

„Wollen Sie hören, daß in der Unterhaltung mit Ihnen mir Zweck das Vergnügen ist, schöne Cousine? Oder was haben Sie heut'? — Doch wohlan! ich laß' es mir gefallen, erklären Sie mir die fremden Gesichter!“

„Wollen Sie's ironisch oder ernsthaft?“ fragte Rosa.

„Ironie ist mir zuwider! — — Doch bei Ihnen mag's sein."

„Doch bei mir mag's sein?! Hören Sie, Armand, Ihnen ist heut' sehr viel zuwider! ist heut' nichts recht! Ich sollte Sie lassen! — — aber meine Güte mag sie beschämen. Sehen Sie dort das hübsche Plätzchen, da am Epheugitter? Da sitzen einige harmlose Kinder, plaudern von Putz und Ball-Engagements. Die stören nicht. Erst unterhalte ich mich mit meinen „jungen Freundinnen" hier im Kreise, dann mit den Kindern drüben; dort setz' ich mich nieder, Sie thun desgleichen, und die Gesellschaft mag dann ohne uns fertig werden."

Nach einer halben Stunde fanden die Beiden sich wieder zusammen.

„Nun Armand, wo anfangen?"

„Bei dem hagern Herrn dort, dem ziemlich großen, dem das schlichte, schwarze Haar so puritanisch über die Stirn fällt. Er wendet sich eben sehr verbindlich zu Frau von F..."

„Eine gute Auswahl! Freilich den kennen Sie nicht, er ist seit fünf Jahren erst hier, war früher in Naumburg."

„Ein interessantes Gesicht!" sagte Armand, den Gegenstand ihrer Unterhaltung aufmerksam betrachtend. „Ich dächte, der Mann wäre entweder ein Philosoph, ein Frommer — oder wäre er jünger, so fügt' ich hinzu: ein Verlieber!"

„Wenn Sie so gut rathen, so spar' ich die Erklärungen! Er ist alles Dreies, im Moment aber überwiegend das Letztere."

„Nun?"

„Es ist Geheimrath G....., er steht in Gunst und steigt gewiß noch manche Sprosse; ihm zu Ehren, glaub' ich, könnte man Stellen erfinden! Er arbeitet jetzt an einem neuen Ehescheidungsgesetz und zwar an einem recht christlichen. — Sollten Sie sich seiner nicht als Schriftsteller erinnern? G o e t h e wurde durch ihn purificirt, d. h. e i n C h r i s t, er bewies es durch viele Citate!"

„O was beweist der Mann nicht! Man könnte ihn den Mittler nennen zwischen allen Extremen, zwischen Nord und Süd! Die Philosphie absonderlich pflegt er! Wahrhaftig, ich bin kein Anhänger Hegels, oder vielmehr: ich meine: wir haben genug philosophirt, wir müssen handeln — doch vor solchen

Schülern sei der große Meister bewahrt! Die beschneiden jeden freien Gedanken: das war eine Ausgeburt! — und pfropfen ein hübsches vermittelndes Reislein d'rauf. Das trägt Paradiesäpflein und dergleichen fromme Früchte! — Bei Gott, der möchte eine Reformation — denn die kommt über kurz oder lang — in Schlaf sprechen."

„Armand, ich dachte, Ironie sei Ihnen zuwider?"

„Das ist's, aber unter diesen Berlinern ist's der Grimm oder die Ironie, die mich fassen! Dieses Berlin ist wie das todte Meer," erwiederte der junge Mann bitter.

„Das neue Athen wagen Sie also zu nennen?!"

„Ich sage Ihnen, Rosa, dieser G. war ein reich begabter Mensch. Halbheit hat ihn herabgezogen, er hatte ein liebevolles, tiefes Gemüth, Berlin hat ihn verflacht."

„Nun also kennen Sie ihn?"

„Ich seh' ihn zum ersten Mal, aber ich kannte ihn durch seine Frau. Wer so geliebt worden, das muß ein bedeutender Mensch sein! — Es war ein liebliches Wesen, sein Weib! kränklich, sie starb vor

zwei Jahren. Man sagt, ihr Mann sei untröstlich gewesen.“

„Gewesen! ja! Er ist Bräutigam von jener Dame, von Frau v. F.“

„Ach lassen Sie's, Rosa! — Wenige Menschen verstehen zu lieben!“

„Sagen Sie wenige Männer.“

„Nein! wenige Menschen! wir wechseln, sind aber Gluth. Ihr zärtelt, Ihr behandelt die Liebe wie ein Treibhauspflänzchen, es krankt, wenn ein rauhes Lüftchen d'ran weht, und Stürme werfen es gar um. — Das wäre ein langes Kapitel! zu viel für einen Gesellschaftsabend! — Erklären Sie mir lieber jene stattlichen Züge.“

Rosa folgte ihres Vetters Blicken: „Meinen Sie jenen Herrn mit dem eisernen Kreuz?“

„Ja den! Das muß ein kräftiger Mensch sein, von entschiedenem Charakter! — — Rosa, schweigen Sie noch! ich will erst selbst in diesem Gesichte lesen. — — Das ist ein Weltmann, Aristokrat von Geburt wie Gesinnung! — Er ist stolz, herrschsüchtig, er kann gewaltthätig sein! Hab' ich recht?“

„Physiognomik, ich merk's, ist ein trügerisches Studium, bei allem Recht doch lauter Unrecht. Merken Sie's: Mutter Natur theilt nicht nach Adelsdiplomen! Der Mann ist bürgerlich, aber wäre gern von Adel. Die Sonne der Majestät vielleicht verhilft ihm dazu! Dann giebt's, dafür steh' ich, auch ohne Ahnen einen fein-aristokratischen Hochmuth. — Und ferner: er ist stolz, herrschsüchtig, gewaltthätig, aber ist demüthig im Glauben."

„Also der Pietismus ist gehüllt in verschiedene Gewande! Nun und wer ist's?"

„Präsident G....; seine vorläufige Heimat ist am Strande des Meeres, aber Berlin mit seinen Leitern zum Himmel, d. h. zum Rang, mag für ihn besondere Attractionskraft haben. Und jetzt zwei Züge aus seinem Leben. Den ersten würd' ich betiteln: Der wahre Christ ist ein mitleidiger Mensch.

G. war vormals in Magdeburg, junger Rath, gescheut, jedoch noch unbekannt. In der Gesinnungslosigkeit jener Zeit überraschte sein religiöser Ernst, und da Frömmigkeit damals noch nicht Geleiterin zu Rang und Ehre, ließ man ihn unbeargwohnt. Eines Tages sitzt G. inmitten der Seinen, nur einige junge

Leute sind noch da zum Besuch. Ein leises Klopfen, schüchternes Oeffnen der Thür, ein Knabe fleht um Almosen. G. tritt hinzu, nimmt den Kleinen bei der Hand, führt ihn in's Zimmer. Da steht das nackte Elend. „Gieb deine Stiefeln dem armen Jungen," sagt G. zu seinem Sohne; der Kleine thut's, der Rock folgt nach, erwärmt, gespeist, gekleidet geht der Arme von hinnen. Für einen Oberlandesgerichtsrath war das damals unerhört."

„Nun und er wurde befördert, weil er mitleidig war? Ich dächte, das wäre vormals nicht Sitte gewesen, — wird erst jetzt Laufpaß zu Amt und Ehre!"

„Nein, er wurde befördert, weil er gescheut war, und daß er menschenfreundlich, gewann ihm die Herzen!"

„Da lob' ich mir Ihre frühere „gesinnungslose" Zeit."

„Ach, Armand, das wissen Sie, darin bin ich Ihrer Meinung! Doch das ist gewiß: Man war früher gleichgültig, der Kampf jetzt rüttelt die Menschen auf. — Jetzt aber kommt die zweite kleine Erzählung, die heißt: „Der alte Adam stirbt nicht." G. kam nach Berlin. Luxus gefällt, Vornehmheit blendet.

Da schwindet der demüthige Christus, und da naht die hochmüthige Orthodoxie. D'rein wickelte sich behaglich erst der ehrgeizige Geheimrath, dann der herrschsüchtige Präsident, und über das Alles wird der Nimbus des Ranges gebreitet. Er kommt nach Greifswald. Der vornehme Herr braucht ein stattliches Haus: „in dem bisherigen Gerichtsgebäude ließe sich's prächtig wohnen!" — Zum letzten Male sitzt der Gerichtshof im alterthümlichen Saale, vor der langen, roth ausgeschlagenen Tafel ruhen zum letzten Mal die ehrwürdigen, zum Theil ergrauten Gerichtsräthe; sie wiegen sich bedenklich in ihren hohen, mit Schnitzwerk verzierten Sesseln. Und bedenklich von den Wänden schauen die verblichenen schwedischen Könige und die früheren Präsidenten in ihren Perrücken und goldbordirten Röcken. -- Das Alte weicht moderner Eleganz, es ersteht ein Salon. Der Herr Präsident weihen ihn ein, alle Honoratioren sind versammelt. Da kommen noch einige Gäste; es sind die entsesselten Räthe. Man begrüßt sich verbindlich, man sieht sich an, man flüstert. Der Wirth tritt hinzu: „nun, wie gefälls Ihnen hier, meine Herren?" „Alles sehr schön! Herr Präsident, aber die Gemälde

dort an den Wänden müssen herunter! Die schwedischen Könige, die ehrwürdigen Präsidenten sind wahrhaftig nicht bestimmt für Ihren Gesellschaftssalon.“ Sie mußten herunter, und Herr G. hatte sie doch so schön überfirnissen, die Rahmen so glänzend vergolden lassen.

„Sehr hübsch,“ sagte Armand, „ja wahrhaftig, der hochmüthige Adam stirbt nicht. — Aber was solch' ein Frauenmund doch geläufig zu erzählen weiß und zu erzählen liebt! — Sie machten mich in einer halben Stunde mit zwei Personen bekannt, ich stelle Ihnen in einigen Minuten deren Viele vor! Zum Glück dort ein ganzer Kreis, mir von vormals bekannt! Wie bunt stehen sie durcheinander!“

„Wär' ich nicht neugierig, die Menschen mit *Ihrem* Auge zu sehn, so ginge ich von Ihnen, Sie Undankbarer!!“ schmollte Rosa.

Armand lächelte, dann sagte er warm: „Sehen Sie den Greis dort mit wallendem Silberhaar? Die freie Stirn, das durchdringende Auge, die prächtige Adlernase? Und nun hören Sie die kräftige Stimme: das ist Präsident Sethe, ein Veteran des freien Rheinlands, obgleich seit langen Jahren hierher verpflanzt.

Ein herrlicher, selbstständiger Mann! Seine Kinder haben's schlimm auf ihrer „Himmelsleiter", er hilft ihnen keine Sprosse! — — Nun kommt ein Mann des Kontrastes! Ein Christuskopf mit gescheiteltem Haar, dazu kaltes, vornehmes, hofmännisches Wesen! Seltsam genug, doch seltsamer der andere Kontrast! Der künftige Vorstand der Kodifikation — denn als solcher wird er bezeichnet, bestreitet dem Deutschen die Fähigkeit dazu. — Dicht neben ihm steht eine gefallene Größe: Johannes Sch...., der bisherige Schützer des philosophischen freien Gedankens; — und wunderlich gepaart! hier eine zusammengeschrumpfte philosophische Größe, gerad aus Wallhalla kommend, man reckt sie, man streckt sie, sie bleibt winzig genug! und dennoch heißt's: seht, seht den großen Mann! — Und nun der Letzte im Kreis: Der kleine, feine, elegant gekleidete, alte Herr, dessen Fuß nur Parquet getreten. Sehn Sie dies Diplomatengesicht! O! dieser Verfolger unserer Jugend! Dieser Feind freier Institutionen, dieser Demagogen-Wittrer, dieser Minister — — — nein Rosa! Der Mann hat weißes Haar — es widert mich an! Ich schweige und ich gehe. Leben Sie wohl für heut."

„So schnell wollen Sie gehen?“

„Ja, ich fühl's immer mehr, ich passe nicht in diese Zirkel! Ist mir doch sonst nichts fremder, als über Persönlichkeiten zu konversiren. — Rosa, morgen, zu Ihrem Geburtstag, darf keine Gesellschaft sein.“

Der Graf ging, Rosa blieb. Des gefährlichen Nebenbuhlers los, sammelten die jungen Herrn sich wie sonst um sie, sie ließ sich's gefallen. Man fand sie reizend, ihre Heiterkeit, ihre Liebenswürdigkeit entzückte — aber innerlich empfand sie, daß Armand sie allein gelassen.

3.

Als dieser nach Haus kam, fragte er nach seiner Mutter, sie war schon zu Bett. Sie las gewiß noch, er wollte ihr noch einen Gute-Nacht-Kuß geben und ging leise zu ihr. Da kniete Emmi gerade an dem Bett seiner Mutter und drückte immer wieder einen neuen Kuß auf die geliebte Hand. „O wie oft,“ sprach sie, sich d'rüber hinbeugend, „hab' ich verlangt nach dieser theuren Hand, und jetzt halt' ich sie! O du meine einz'ge Tante, wie hab' ich dich lieb', und

wie glücklich bin ich bei dir! Ich glaube, es giebt kein Glück, als die Liebe!"

„Gewiß nicht!" sagte Armand, der hinzugetreten war. „Liebe ist Glück, und keins ohne sie!" Er blickt auf das Mädchen — das war doch ein Blick, auf den sich's lieblich schlummern ließ! Emmi küßte noch einmal die Hand ihrer Tante und ging.

Ihr folgte der Mutter, des Sohnes wehmüthiges Auge. „Armes, armes Kind!" dachten sie beide, „wenn du das Schicksal wüßtest deines Vaters!" —

Sechstes Kapitel.

1.

Spät und noch etwas wüst vom vergangenen Gesellschaftsabend erwachte Rosa zu ihrem Geburtstag. Sie mußte sich erst zurechtfinden, sie fühlte sich unbehaglich, und doch schwebte in ihrer Seele noch das Triumphgefühl, mit dem sie gestern die Huldigungen der jungen Männer als gebührenden Tribut empfangen.

Sie besann sich, was war's denn für eine heimlich nagende Unbefriedigtheit? — — ach etwas Trauriges: Armand hatte sie allein gelassen. Das ward ihr denn freilich zu einer recht bitteren Empfindung, Ihr schien ein Nebel über den Tag gebreitet.

Sie wollte aufstehn. Da trat ihr Kammermädchen herein mit einem versiegelten Päckchen und duf-

tenden Blumen, die den Frühling beschämten: „Das wurde so eben für das gnädige Fräulein gebracht.“ Rosa nahm's, sie erkannte Armands Hand, sie öffnete eilig, ja zitternd; tausend Empfindungen kreuzten in dem Augenblick sich in ihrer Seele, trieben das Blut ihr aus dem Herzen. „Ich Thörin,“ sprach sie, „es wird eine Geburtstagsgabe sein! was könnt' es auch sonst!“

So war's denn auch. Armand's zarte Aufmerksamkeit erfüllte einen kürzlich hingeworfenen Wunsch Rosa's. Sie hatte sich nämlich schon seit Jahren eine Art Blüthenlese ihrer Lektüre gebildet, durch Niederschreibung sie ansprechender Stellen und Lieder. Das hierzu bestimmte Buch ging zu Ende, Armand sendete ein neues, köstliches, mit sinnreicher Widmung. — Die Schlußworte lauteteten:

„Nur in geistig bewegten Stunden werden Sie die Blätter dieses Buches aufschlagen; es wird Ihnen je länger je werther werden, und Sie mögen daraus den Egoismus entnehmen, welcher in diesem Geschenke liegt.“

Möglicherweise Worte der Galanterie, freundschaftlichen Interesses — aber auch wenn Armand

liebte, konnte er sehr wohl so sprechen. Dieses „wenn" zog ihr vorüber, während sie sich ankleidete; dieses durch nichts als jene harmlosen Worte angeregte „wenn" erfüllte ihre Seele bei dem Morgengruß, den reichen Geburtstagsgaben ihrer Tante; die wahrhaft väterlichen, warmen, fast geheimnißvollen Wünsche des alten Grafen ließen dieses „wenn" erklingen.

Nehmen Sie sich in Acht, Rosa! möchten wir dem jungen Mädchen hier warnend zurufen, daß die Welt nicht hinter das Geheimniß Ihrer „wenn" und „ob" kommt. Sie können lieben, sobald Sie der Gegenliebe gewiß sind; so in's Blaue hinein paßt sich's nicht, die weibliche Liebe darf nicht der männlichen Erklärung voraus eilen. Oder vielmehr: hier wie überall entscheidet der Erfolg. Werden Sie beseligt durch Armands Gegenliebe, so findet die Welt Ihre stille, durch Jahre der Ungewißheit bewahrte Neigung sehr „rührend"; aber in die Nacht Ihres zurückgewiesenen Herzens wird der Ruf „unweiblich", „lächerlich" tönen. Und dieser Ruf wird erst schweigen, Sie werden Ihren Fehlgriff erst gut gemacht haben, wenn Sie die Liebe schnell verabschieden, den Verstand

engagiren und eine andere „gute Partie" machen. Daran kann's Ihnen nicht fehlen; freilich wiesen Sie den ab, der Sie wahrhaft liebte, aber was thut's, Sie wählen einen Andern. So tragisch müssen Sie die Sache nicht nehmen, wie der Dichter:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Das hatt' einen Andren erwählt,
Der Andre liebt eine Andere
Und hat sich mit dieser vermählt.

Es ist eine alte Geschichte
Und bleibt doch immer neu,
Und wem sie just passiret,
Bricht sie das Herz entzwei.

Sondern sehn Sie sich um, die Welt nimmt's leichter. Wenn Sie Frau sind, ist Alles wieder gut.

Doch wir warnen, wo es vielleicht ganz unstatthaft ist — solche Schönheit, solche Gunst äußerer Verhältnisse und so herzliche Neigung werden wohl selten zurückgewiesen.

2.

Rosa stand vor ihrem reich geschmückten Geburtstagstische, sie überdachte, wie viel Gutes ihr geworden ihr Leben hindurch, und wieder im letzten Jahre, wie-

der am heutigen Tage. Sie ging in sich, sie fühlte, wie wenig sie das Alles verdient habe. Ihre Tante, die Einsame, hatte Leben und Liebe ihr gewidmet, hatte ihr Vater und Mutter ersetzt. „Ach, ich war dafür nicht dankbar genug!“ sprach sie zu sich selbst, „oft zog ich meine Freude der ihren vor, ich habe nicht für sie, sondern für mich gelebt.“ — Sie dachte an Armand: „O, wenn er mich liebte! es ist Vieles in mir, was ihm mißfallen muß, ich will es ändern, ich will mein Herz losmachen von dem Prunk der Welt, ich bin eitel, selbstsüchtig! — — Ich liebe ihn, und daneben war ich kokett, wollte bewundert sein! ja, ich will mich ändern!!

Rosa war gewöhnt, wie äußerlich, so auch geistig: im Gesellschaftskleide zu erscheinen, auch vor sich selbst hüllte sie sich in ein solches. Heut zum ersten Mal hatte sie den Putz bei Seite geschoben, hatte im untrüglichen Licht des Tages sich selbst gesehen, und eine besondere Weichheit mußte ihr die kindlichen Vorsätze so wahr und klar eingeben haben. Auch besiegelte sie dieselben sofort durch größere Sorgfalt gegen ihre auch heut noch etwas leidende Tante, durch sanfteres Eingehen in den Zustand, wie die Interessen

dieser Gütigen. Dadurch nahmen die Gedanken des jungen Mädchens unvermerkt eine minder ernste Richtung. Man dachte an den heutigen Abend, er sollte im Verwandtenkreis gefeiert werden; der kurze, sehr rauhe Novembertag ging bald zu Ende.

Gräfin Wilhelmine hatte noch einige Anordnungen zu treffen und verließ deshalb das Zimmer. Indem sie die Thür hinter sich schließen wollte, fiel dieselbe, von Zugluft gejagt, klappend zu, die Fensterflügel, nur lose geschlossen, flogen auseinander, daß die Scheiben klirrten, der Sturm pfiff durch's Zimmer, der Regen schlug hinein. Eilig schloß Rosa wieder die Fenster. „Ein schauriger Tag," meinte sie fröstelnd und sah dabei auf die verödete Straße hinab.

Der lachende Süden kennt nur halb die Leiden der Armuth: den H u n g e r; aber im Norden bekommt selbst der Wohlhabende eine Vorahnung des vollen Elends derselben. Aus seinen Palästen, seinen behaglich durchwärmten Sälen, von seinen hohen, spiegelnden Fenstern mag er's mit ansehn. Denn da vom Sturm gejagt, vom Regen gepeischt, vor Kälte zitternd, schleicht so ein armer, elender Mensch. Wagen rollen vorüber, das stolze Gespann schüttelt sich

schnaubend und eilt unter schützendes Dach; aber des Armen Kräfte sind vom Hunger verzehrt, er kann nicht eilen — — und könnt er's: wohin sollt' er! er findet ja nichts, als die gewohnte Jammerstätte! —

So sah auch Rosa heut, indem sie unwillkürlich zusammenschauernd sich dichter in den seidnen Shawl wickelte, drunten auf der Straße das Elend schleichen. Ein armes Weib kämpfte mit dem Winde: bald gewann sie ihm eine kleine Strecke ab, bald wurde sie einige Schritte zurückgetrieben, und dabei schlug ihr das nasse, fadenscheinige Gewand um die zitternden Glieder, und der Regen triefte d'ran herunter, und das halbergraute, tropfende Haar wurde immer von Neuem ihr über Stirn und Augen gejagt, die spärliche Haube konnt's nicht decken. Dann schöpfte die Arme neuen Athem, und dann kämpfte sie wieder kraftlos geduldig mit dem Wetter. Vor Rosa's Fenstern machte sie neuen Halt, und indem sich wendete, um ihr Gesicht dem Sturme zu bergen, streifte ihr zufälliger Blick droben die jugendliche Gestalt; und nochmals blickte das arme Weib hinauf, war's ihr doch, als winke die junge Dame.

Ja sie winkte!

Sie öffnete das Fenster, winkte wieder. „Kommen Sie!“ — Die abgehärmten Züge der Frau konnten nicht lächeln, aber das Elend d'rin sah milder aus, als sie zu dem stattlichen Hause hinüberschlich. Rosa eilte die Treppe herunter, „Gott, Sie sind ja halb ohnmächtig! stützen Sie sich auf mich!“ und zum ersten Male trat die prächtige Weltdame in Berührung mit einer so Verlassenen.

Im durchwärmten Gemach finden wir die Beiden wieder. Die Arme ist nicht zu erkennen, Rosa's Kammermädchen hatte sie kleiden müssen, ein warmer, wattirter Ueberrock schmiegt sich ihr an, eine weiße Haube umschließt jetzt das bleiche, aber, jetzt sieht man's, ansprechende Gesicht. Rosa trägt ihr Speisen zu: „Nun setzen Sie sich, liebe Frau, und nun stärken Sie sich etwas. Erst ein Schluck Wein, Sie können sich ja nicht aufrecht halten!“

„Ach liebe, gnädige Dame,“ sagte halbängstlich die Arme, „zu all Ihren Wohlthaten häufen Sie noch die eine: ich habe keinen Hunger, aber mein Kind! mein Sohn! o ich glaube, der würde gesund von den köstlichen Gerichten!“

„Ihr Sohn soll auch davon haben, aber jetzt stärken Sie sich.“

Die Frau hatte keine Ruhe zu essen, zu bleiben; sie netzte die Lippen mit dem Weine, aber sie konnt's nicht vergessen, daß ihres Kindes Lippe heut noch keine Speise berührt.

„Wenn Sie wirklich keine Ruhe haben, so sollen Sie freilich nach Haus,“ sagte Rosa und packte allerlei Vorräthe in einen Korb zusammen, — „das ist für die kommenden Tage.“ Sodann wurden einige Näpfchen mit Fleisch, Suppe, u. dgl. in eine Serviette gebunden. „Das, liebe Frau, ist für heut, und die Flasche Wein wird gleich, wenn Sie nach Haus gekommen, angebrochen, und daß Sie mir ja ordentlich davon trinken! Unten in der Droschke finden Sie noch zwei wollne Decken, und den Doctor schick' ich Ihnen morgen für Ihren Sohn. — Dafür sein Sie aber guten Muthes, pflegen Sie sich ein Paar Tage, und an Arbeit soll's Ihnen später nicht fehlen. — Die nicht verkauften Strümpfe, deretwegen Sie heut so unglücklich waren, haben Sie doch angezogen?“

Die Frau bejahte, sie war ganz im Taumel. Des Glückes zu ungewohnt, konnte sie's noch nicht fassen, und die Sorge stritt sich noch mit demselben.

„Was der Junge sich ängstigen wird!" sprach sie halblaut zu sich selber, „draußen ist's ganz finster, er denkt, mir ist ein Unglück begegnet!"

Eilig wurden die Sachen zusammengerafft, das Kammermädchen trug Korb und Serviette herunter, die Frau folgte langsam mit dem Weine, Rosa leuchtete; aber an der Thür wendete sich die Arme noch einmal zu ihrer Wohlthäterin, ergriff ihre Hand, um sie zu küssen, aber nur heiße Thränen fielen d'rauf nieder.

„Gott weiß, was Sie an mir und dem Kinde gethan, Sie haben mich aus Verzweiflung gerettet. Gott lohn' es Ihnen durch ein glückliches Leben!" Und dabei wendete sie sich und ging.

Rosa rief ihr noch nach: „in den nächsten Tagen besuch ich Sie," und indem sie, um herunter zu leuchten, dabei einen Schritt vorging, trat ihr aus der Dunkelheit eine Männergestalt entgegen; das junge Mädchen sah überrascht auf, sie traf den Blick Armands. Er war gekommen, hatte sie mit der Armen heraus-

treten sehen, deren Worte gehört, und hatte nun warten wollen, bis die Eine herunter, die Andere ins Zimmer gegangen.

3.

Armand war seit einiger Zeit in unbehaglicher, unklarer Stimmung. Der gestrige Gesellschaftsabend hatte sie nicht gemindert, er fühlte einen schneidenden Kontrast zwischen sich und der Welt, und auch an Rosa — der Einzigen, die dabei Vermittlerin gewesen — entdeckte er mehr und mehr jenes erkältende Weltwesen, dessen Formen ihm selbst, wenn er wollte, so geläufig waren, das ihn aber bei Personen, die ihm werth, geradezu verwundete. Aber auch noch ein Andres mußte ihn erfüllen; der sonst äußerlich so gleichmäßige Mann wechselte jetzt öfterer in erregter, ja leidenschaftlicher Stimmung — es war, so schien's, in ihm ein Gährungsproceß.

Da that es ihm denn recht wohl, seine Cousine so alles Flitterwerks entkleidet in ihrer Natürlichkeit, ihrem rein menschlichen Gefühl zu finden, und er kam ihr mit größerer Vertrautheit, als die letzten Male

entgegen. Sie aber fühlte sich verlegen, in der ihr selbst fremden Position überrascht worden zu sein, that wieder die Weltmaske vor und verdarb dadurch Armand den gehofften Genuß. Sie waren Beide längere Zeit allein, aber ihr Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen; die Geschenke wurden bewundert, und dabei äußerte Rosa ihren Dank für ihres Vetters erfreuende Gabe. „Sie haben mich schon mehrfach in meinen Wünschen so schön errathen, ich Unaufmerksame werde Ihre Schuldnerin bleiben müssen.“

„Das soll Sie nicht beunruhigen,“ meinte Armand, ich wünschte schon längst zu wissen, welche verschiedenartigen Gedanken auf Sie, Widerspruchsvolle, Eindruck machen. Ich gab Ihnen ein neues Buch, leihen Sie mir einige Tage das alte!“

„Von Herzen gern,“ war die Antwort, „und ich sehe Sie schon herzlich lachen über meine in der That oft wunderlichen Citate. Doch es mag sein!“

Indeß trat Gräfin Wilhelmine herein, und bald versammelten sich auch die übrigen Familienglieder: der alte Graf Kleist mit Frau und Tochter, Elsbeth, Miß Grant; später kam noch der Arzt und Hausfreund,

Medicinalrath B., mit seinem Neffen, oft auch Stellvertreter, Doctor K. — Von diesem erbat Rosa im Lauf des Abends, daß er die arme Frau besuchen und recht sorgfältig sich des Knaben annehmen möge. Der junge Mann versprach's.

Elsbeth und Emmi waren überaus heiter, fast ausgelassen Nach vielen stillen Abenden schien ihnen die heutige Abwechslung doppelt willkommen, waren sie ja doch in letzter Zeit selbst nicht bei den wöchentlichen Soireen im Kleist'schen Hause gegenwärtig gewesen. Die Gräfin vermied nämlich, Emmi in irgend eine Berührung mit Fremden zu bringen, aus Furcht, daß das ahnungslose Kind von ihres Vaters gegenwärtiger Lage zufällig und dann zerschmetternd Kunde bekäme.

Emmi's Heiterkeit mochte wohl an dem gestrigen Blick, der ihr unbewußt ins Lebensblut gedrungen war, entzündet sein; denn es war eine solche jungfräuliche Lieblichkeit, solch ein Hauch der Anmuth über ihr Wesen gebreitet, daß Aller Augen unwillkürlich sich auf sie richteten. Da hatte ja Armand, was er suchte: unverkümmerten Ausdruck einer schönen Seele, Unschuld,

Feuer. Und er trank mit vollen Zügen daraus Lebenslust. —

Der kleine Kreis saß gemüthlich zusammen, die Unterhaltung wurde ungewöhnlich traulich, und die jungen Mädchen flochten Scherze und innige Fröhlichkeit hinein. Dann gab's unter ihnen ein Flüstern. Eine nach der Andern schlich fort; man verwunderte sich. Ehe man aber noch Vermuthungen aussprach, was das bedeute, öffnete ein Diener die Flügelthüren zum Saale, und im selben Augenblick löschte ein andrer die Lichter. Aus dem Nebengemach drang milde Helle, — ein leises „Ach," entschlüpfte jedem Munde; denn ein zauberhaft schönes Bild bot sich ihnen dar. Drei reizende Jungfrauen, eine noch schöner als die andre, in lieblicher Gruppe, umschattet von hohen Orangebäumen und dunkelm Gesträuch; im Vordergrunde Blüthen und helles Grün, das Ganze in breiten Goldrahmen prächtig gefaßt. Ein Jeder trat näher, ein Jeder sah sich die helle Freude d'ran und fragte sich: „ist's möglich, daß solche Schönheit verdreifacht sein kann!" Aber Rosa, die Mittelste, gewann den Preis. Sie saß im weißen Atlaskleid, als Braut geschmückt, ihre Freundinnen befestigten

ihr Myrthenkranz und Schleier. Elsbeth, hinter ihr stehend, war ganz vertieft in dieses liebe Geschäft, Emmi vergaß es und staunte die Schönheit der Freundin an.

Ja wirklich, wenn man ein Meisterwerk der Natur sehen wollte, so mußte man in dem Moment Rosa sehn, mehr und mehr fesselte sie Aller Blicke; — wir aber folgen einem: dem des jungen Grafen. Der schaute mit seelenhafter Gluth auf Emmi's dunkle Gestalt, und dann in dieses Antlitz, aus dessen Reinheit ihm der Himmel strahlte. Armand hielt den Athem an vor innerer Bewegung, die Lippen schlossen sich fester, die hohe Marmorstirn erbleichte, er wandte sich um und trat zurück. War's eine Thräne, die in seinem Auge schimmerte?

Emmi aber merkte davon nichts, — ja ihr Frohsinn wollte im Lauf des Abends minder aus dem Herzen, Armand vermied sie sichtlich, — hatte sie ihm denn etwas gethan? —

Mit Mühe hielt dieser in der Gesellschaft aus, er widmete sich ausschließlich Rosa, deren freundliches Gespräch seine Aufregung in etwas zur Ruhe brachte. Das fühlte er, war dafür dankbar und deshalb

so mild und hingebend und liebevoll wie noch nie. Rosa's Herz zitterte. — Kurz, ehe man auseinanderging, hatte ihr Gespräch sich auf Werthers Leiden gelenkt, diese Glut der Empfindung, diese Stärke der Leidenschaft, diese Tiefe der Sprache, Stellen drin, die Armand entzückten!

„Nun wir wollen sehen, ob wir übereinstimmen," sagte Rosa, „ich habe viel draus abgeschrieben, ich hole Ihnen mein Buch! Mich soll's wundern, ob Sie Ihre Lieblinge drin wiederfinden!"

Damit ging sie, holte eilig das Buch und gab es ihrem Vetter. Sodann trennte man sich. Es war bald Mitternacht.

Eine Stunde später schritt Rosa aufgeregt durch ihr Zimmer, sie rief außer sich: „Gott! Gott! was soll er denken! was kann ich thun!"

Am folgenden Morgen, als sie eben im Begriff war, einige Zeilen an ihren Vetter zu schreiben, empfing sie von diesem eine Sendung, ein kleines Paquet. Später wollte ihr Kammermädchen von einem der Kleist'schen Bedienten gehört haben, der junge Graf rüste sich zu einer längeren Reise. —

Siebentes Kapitel.

1.

Das Leben fließt manchmal so gleichförmig ruhig dahin, daß man glauben sollte, es müsse ewig so bleiben; wie die tiefdunkle Bläue des Himmelszelts sich wolkenlos ausbreitet, die Erde umgürtend — und es scheint unmöglich, daß diese Bläue getrübt werden könnte. Da fern, ganz fern schimmert ein Wölkchen, da leise, ganz leise weht ein Lüftchen, und eine Stunde später: wo blieb die Bläue?

Auch die, deren Zustände uns zeither beschäftigten, begleiteten wir durch solche Zeit des Ausruhens, des friedlichen Genießens. Gut, wenn sie Kraft draus geschöpft; denn die Lüfte, die sie anfächelten, erheben sich zum Sturm, und die Wellen ihres Lebens werden höher schlagen.

Wir sahen Jordan beseligt mit Weib und Kind, wir sahen, noch über Liebesglück ging ihm sein Lebensberuf.

Wir traten auch in die Kleist'sche Familie. Ihre Eintracht schlichtete die kleinen unabweislichen Kämpfe: Rosa lebte im Glanz der Gegenwart, und leise Bilder der Hoffnung umschwebten ihre Zukunft. Armands Lippe kostete von dem schäumenden Becher des Lebens, jungfräulich erblühte Emmi, Liebeswunsch und Liebessehnsucht zogen unbemerkt in ihr Herz, aber der Schmerz war noch nicht genaht.

2.

An jenem Abend kam Armand in sehr aufgeregter Stimmung heim. Tausend Gefühle bestürmten seine Seele, wogten durch einander, und er ließ ihnen den Willen; ihm that's wohl, vom Moment fortgerissen, so gleichsam der strengen Herrschaft, die er sonst über sich übte, entzogen zu sein. Er *wollte* nicht in sich hinein sehen! ihm graute vor den kalten Worten der Vernunft, war's doch solch ein süßes seliges Wallen

theils ungekannter, theils wie aus erster Jugendzeit herüberklingender Töne.

Er saß in seinem Zimmer in der Ecke des Sophas. In das aufgeschlagene Buch vor ihm fiel keiner seiner Blicke; die halb herunter geschraubte Lampe verbreitete Dämmerlicht, und doch schien's ihm zu hell; denn er lehnte seine Hand vor die Augen, halb die Stirn stützend, halb die Außenwelt von sich abwehrend.

So wachte er und träumte. Der Gegenwart entrückt gaben Liebe, Zukunft, Phantasie die Farben zu seinem Traum. — Und Stunden vergingen so.

„Leben und Lieben, ja das muß Seligkeit sein!" rief er plötzlich, sprang auf und schritt durch's Zimmer. Da in die Nacht hinein tönte voll der ernste Klang der Glocke. Es war zwei Uhr.

„So spät," sprach Armand, strich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Gedanken verbannen. „Fort! träumen hilft zu nichts, handeln!" sprach er halblaut zu sich selbst; — „und jetzt schlafen," setzte er hinzu in leichterem Tone.

Doch der Schlaf wollte nicht kommen; es tönte ein Viertel vom Kirchenthurm, ein Halb, und wieder

eine Viertelstunde. „Bis drei Uhr hab ich Geduld, dann nicht mehr, Armand! dann ist's vorbei mit deiner Nacht,“ capitulirte er mit sich selbst.

Es schlug drei, und der widerspenstige Schlaf war nicht gekommen. Armand zündete Licht an, nahm von seinem Nachttischchen ein Buch, blätterte, begann zu lesen, blätterte wieder, als suche er etwas. Folgende Stelle fiel ihm in die Augen.

„Man ruft Gottes Barmherzigkeit an, man fragt zweifelnd nach Seiner Gerechtigkeit, wenn man der Opfer gedenkt, die der Despotismus fühllos hinmartert. O und wohl Denen, die des Todes Arm umfängt — das wahre Elend verschmachtet langsam. Kerkermauern, die eisigen Wüsten Sibiriens hallen wieder von dem verzweifelnden Wehruf Tausender!

Der Fürst Trubetzkoy, aus dem Glanz des lachenden Lebens herausgerissen in die Steppen Sibiriens, besitzlos, rechtlos, namenlos, kein Mensch mehr, ist er ein Eigenthum, eine Nummer. Wer hört die Jammerlaute, wer sieht die Peinigung, die Schmach des Unseligen, einst so Hoffnungsreichen, einst so Bevorzugten? Eine! seine Gemahlin. — Soll man schreien vor Schmerz, daß die Sterne vom Himmel fallen ob

des Hohnes, den der Mensch dem Menschen anzuthun wagt — oder soll man niederknien und Gott danken ob der Liebe, die das Elend zu versüßen weiß?

Aber hütet Euch, Ihr Beiden — — bleibet einsam. Nur keine Kinder. Eure Kinder würden Sklaven sein, Eure Kinder würden Euch und ihr Dasein verfluchen.

O und wenn es einsam stünde, dieses Elend!

Es war im Jahre 1836. Wir reisten durch das liebliche Saalthal, ein Berg lockender noch als der andere; eine Burg einladender zu süßem Genuß als die andere, und so verging die Zeit. Aber eine weite Tour lag vor uns. Der andere Morgen sollte uns einigen mit lieben Freunden, schon wollte es Abend werden.

Wir eilten zur Post, sie sollte uns von dannen tragen, gen Frankfurt zu. Nur eine Dame saß im Wagen, ein schönes Wesen, jung, voll scheuer Aengstlichkeit. Oefterer und öfterer begegnete ihr schwermüthiger Blick dem meinen, und da löste sich die starre Scheu. Ihr Herz klopfte in fremder weiter Welt dem weiblichen Herzen entgegen, und mich zog ein mächti-

ges Gefühl zu der Ungekannten, gewiß Leidvollen. — So war's denn auch. Sie war Polin, Grund genug, um Gram zu kennen.

Die ganze Nacht verfloß im Austausch eigenster Lebensmomente, der Morgen trennte uns — ich habe dich, du Liebe, Edle, nicht wieder gesehen — aber noch jetzt, in ungekannte Ferne und durch Jahre hinüber ruf ich dir zu: Gott schütze dich!

Es war eine Gräfin Kowalska, sie eilte nach Paris zu ihrem Gemahl. Sechs Monate war sie verheirathet, da brach die Revolution aus, ihr Mann entfloh, seine Güter wurden confiscirt, er war der Aermsten Einer.

Wie war die Frau umhergeirrt von West nach Ost, von Nord nach Süd, um das Große: einen Paß in's Ausland zu erlangen. Und wie war ihr jetzt das Herz leicht, mit dem Geliebten Verbannung und Lebenssorge zu theilen. Er, vormals Besitzer von Millionen, portraitirte, sie wollte in Musik und Sprachen unterrichten. Ja, vor ihr lag Freiheit und Wiedersehen — aber hinter ihr untröstlicher Jammer! Sie, aus fürstlicher Familie, hatte fünf Brüder, der Stolz ihrer Eltern. Zwei fielen in der Revolution, einer war

flüchtig, ein vierter kämpfte gezwungen bei Tiflis für Rußland gegen die Freiheit, der jüngste, ein achtzehnjähriger blühender schöner Jüngling, der Liebling seiner Mutter — — der war in Ketten nach Sibirien geschleppt, arbeitete dort in den unterirdischen Goldminen. Gottlob, diese Goldminen bringen frühen Tod!

Die Gräfin brachte einem fürstlichen Freund und Flüchtling ein werthes Angedenken. Eine Börse, gestrickt von schwesterlicher Hand, die Knöpfchen dran von den Milchzähnchen seines sechsjährigen Sohnes, dazu eine seidenweiche Locke des vierjährigen holden Töchterchens, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet! Und gut, daß sie ruhte. Denn man erinnere sich: die Söhne der Proscribirten werden Matrosen, die Töchter kommen in Spinnschulen.

Und noch ein Beispiel des nordischen Despotismus, noch ein Loblied des großen Czaren:

In Ostende sah man in selbem Jahre ein anziehendes Paar, der Mann schön, eine prächtige Gestalt, das Weib eine gebrochene, eine früh entblätterte Blüthe.

Es schien, die Beiden könnten sich nicht trennen,

ach und sie hatten's gemußt Jahre hindurch — ach sie mußten's bald für's ganze Leben; denn der Tod hatte die Rosen gestreut auf des Weibes Wangen.

Einst, ja einst waren sie selig; sie liebten sich, sie lebten in einander, sie harrten der Erfüllung einer süßesten Hoffnung.

Da wird plötzlich Nachts der Mann mit roher Gewalt herausgerissen, gekettet, in einen modrigen Kerker geschleppt — ihm nach dringen die Schmerzenstöne seines Weibes, das mit dem Tode ringt. Entsetzen hatte ihre Stunde beschleunigt, — hatte das Kind, das ersehnte, getödtet, hatte das Licht der Vernunft ausgelöscht dem zarten Wesen, das vor Stunden noch in süßen Hoffnungen schwelgte. — — Und Monden vergingen; da dämmerten die Gedanken wieder auf, aber je heller sie wurden, je dunkler ward's in dem liebenden Herzen. Keine Kunde von dem Gemahl, kein Licht in die Nacht seines Kerkers.

Und Jahre vergingen so. Da nach drei langen bitteren qualvollen Jahren werden dem Lebendigbegrabenen die Pforten zum Leben wieder aufgethan, dem Unschuldigen wird die Freiheit zurückgegeben. Er

kommt, um seiner Gattin das Sterben zu erleichtern — zu erschweren.

Fluch über solchen Despotismus! — Mögt ihr, Fluren meines Vaterlandes, nimmer solches Elend sehen — möchtest du, Deutscher, nimmer solche Schmach dulden!"

Armand hielt inne — er dachte an den Spielberg in Oesterreich; an Hessen, Hannover und wie viele noch unter den achtunddreißig souverainen Staaten des Einen Deutschlands. „Das sind freilich keine russischen Lobhudeleien — aus welchem revolutionären Buche hat sie denn das entnommen!"

Dann blätterte er wieder, fing wieder an zu lesen.

„Leben, Leben! was bist du! — Du bist nichts ohne Liebe! Und w a s i s t Liebe? — Ach es ließe sich wohl drüber philosophiren und reden, und es giebt so schöne Definitionen, so reine, gute, wahre! — Und doch? was ist Liebe?!

Liebe ist, in dem Einzigen glücklich sein! Liebe ist, trinken den Einen ewigen hellen Strahl des Auges, dieses stolzen Auges, dieses in mich liebend hinein sehenden, tief mich ergründenden Auges!

O eine Welt in dem Einen! Leben nur in dem Einen! nichts wollen als dich, nichts bedürfen als dein Glück, vergehen drin — aber wenn du an dich denkst, mußt du mich suchen! —

O wer das begriffen hat — der hat gelebt. Mag er entbehren, was ihm Lust ist, er hat gelebt! Und das Andere ist eine Wüste — und die Andern, die's nicht ahnen, nicht wissen, sind Schatten!"

„O wer es wüßte, welcher Schatz verborgen ist in meinem Geiste, er würde ihn heben! Mir strömen die Gedanken zu, Wärme füllt mein Herz — aber Wort! That! ruft nur die Liebe. Geliebt sein, dann kann ich Alles!

Aber sehen, daß du mich liebst; nicht angstvoll ringen: „daß er mich liebte!" — empfinden muß ich's, durchströmen muß mich's, ist sonst nichts. Wie kann die Gluth kommen in's Herz beim Entbehren, wo soll der Freudenstrahl kommen stolzer Gedanken, wo soll die ganze volle lebendige Lust des Lebens kommen, wenn ich entbehre?"

„Und doch und doch! es giebt noch eine Liebe: Glücklich sein in des Geliebten Glück, das eine Andere geschaffen! — Ach wenn's möglich ist, Armand, erspar mir dieses!“ —

Entsetzt warf der junge Mann das Buch zu.

Nach langer, langer Pause sprach er zu sich selber: „Ich hatte sie wie eine Schwester geliebt! — — Wahrlich, das Leben ist Ironie!“

Früh am Morgen sendete Armand das Buch, worin er gelesen, und das ihm Abends vorher seine Cousine gegeben hatte, mit folgendem Billet zurück:

„Sie haben sich gestern versehen, Rosa, und mir in der Eile Ihr Tagebuch statt des andern gegeben. Ich ward Ihres Irrthums bald inne und bedaure nur, daß Sie vielleicht deswegen Unruhe gehabt.“

Armand.

Wirklich das Leben scheint oft Ironie. Warum mußte diese Liebe Rosa's eine unerwiederte sein? Wie war's möglich, daß bei solcher Sympathie der Nei-

gungen, solcher Einheit des Fühlens und Denkens, ja der Lebensanschauung die Herzen verschiedenen Schlag schlugen. Wurden vielleicht Rosa's kleine Fehler so hart gestraft! hatte der Mann, dem sie ihr Innerstes gern hingegeben, nicht vermocht, durch die Welthülle ihres Wesens hindurchzudringen, nicht vermocht, die Schlacken von dem Edelstein zu lösen! Sie wären ja abgefallen vor dem Glanz seiner Liebe, und in tausend Strahlen hätte der Demant ihm entgegen geleuchtet. — Aber nein! Armand hatte ja eben in ihre verborgensten Gedanken, in denen er zum Theil die Seinen wiedergefunden, hineingeblickt — — und er verehrte das Mädchen von ganzem Herzen, liebte sie wie eine Schwester.

Dieses und alles, was Vernunft in solchem Falle zu sagen vermag, war vor Armands Seele vorübergezogen — hatte nicht vermocht, ihn zu beunruhigen: er blieb sich klar. Aber ein ihm werthes Wesen im Innersten verletzen zu müssen, Widerspruch gesäet zu wissen in ein bis dahin harmonisches Verhältniß, das peinigte ihn. Und wie gern hätt er gedacht an seine süße Geliebte, seine Emmi! aber träumen wie gestern durft' er, konnte er nicht mehr; jener Moment, der ihm

Rosa's Liebe enthüllte, hatte ihm gezeigt, daß nur Emmi und einzig sie in seiner Seele herrsche. Jene Gedanken, die ihm sagten, wie Alles sich scheinbar vereinige, ihn für Rosa zu bestimmen, hatten ihm deutlich gezeigt, wie Alles ihn scheinbar von seiner Geliebten trenne.

Liebte sie ihn? Sie wußte wohl nur noch von Kindesliebe! — aber wenn sie einst liebt, sprach eine geheime Stimme, so Niemand als mich.

Konnte er, der Gereifte, der Mann, für ein Kind in Liebe entbrennen! Wenn Unschuld, Unerfahrenheit, Herzensreinigkeit, wenn die noch schlummernde Leidenschaft, wenn der verhüllte Keim zu einer unsäglichen Liebe nur ein Kindesherz füllen: dann freilich war Emmi ein Kind, dann freilich liebte er ein solches. Ja, er umfaßte sie mit Geist und Herz und Seele, mit allen Trieben, mit aller Leidenschaft. Keine als sie konnte ihn beglücken, sie oder Keine würde er erwählen. Das war ihm klar.

Aber eben so klar waren ihm die äußeren Verhältnisse.

Zum erstenmal seit Jahrhunderten sollte der rein erhaltene Adel seiner Familie getrübt werden. — Ar-

mand freilich kannte nur Adel der Gesinnung, nur Stolz auf ehrwürdige Voreltern, und wie würdig derselben war die Tochter, die er ihnen zu einigen dachte! — Aber wie bitter mußte den alten Vater des Sohnes Wahl kränken, die ihn gerade an schwächster Stelle verwundete.

Und tief einschneidend in die eigene Lebensstellung war überdies eine Verbindung mit Emmi. Die Kleist'sche Familie war unvermögend an sich, sie wurde aber reich durch zwei prächtige Lehngüter, die von Sohn auf Sohn bis jetzt geerbt. Wie hatte sich der junge Mann im Frühjahr der lachenden Fluren gefreut, der schattigen Wälder, der romantisch gelegenen Schlösser, — das Alles war einst sein. Welch weites Feld der Wirksamkeit war ihm darin eröffnet. Das ging ihm verloren. Der adlige Sprößling durfte sich nicht bürgerlichem Blute mischen: das war Hausgesetz, das Bedingung zur Lehnssuccession — wirklich, das war ein inhaltreicher Paragraph. Der äußern Beschränkung hätte er sich willig gefügt — ob der verengten Wirksamkeit: das bedurfte einer reiflichen, einer völlig ruhigen Prüfung.

Er mußte fort! — Gerade die Güter bedurften

jetzt einer momentanen Aufsicht, gerade dort konnte er am vorurtheilsfreiesten sich und sein Leben bestimmen. Ja, er mußte fort! er mußte die Wolken, die das Leben seiner Emmi, des ahnungslosen Kindes, zu überthürmen begannen, auseinander treiben, mußte handeln für ihren Vater.

Allerdings hatte er dies bisher nicht versäumt, aber Korrespondenzen schienen nutzlos, seine Gegenwart mußte wirksamer sein. Wie oft hatte ihn der bittre Gedanke, daß Emmi um das heilige Recht der Liebe: mit dem Geliebten zu leiden, getäuscht werde, mit Wehmuth erfüllt; wie oft hatte in des Mädchens liebenswürdigsten Momenten ihr mögliches unbarmherziges Erwachen zur Wirklichkeit ihn erschreckt. Daraus entsprang ja seine scheinbare Kälte, daraus sein Zurückziehn, daraus sein wechselvolles Betragen.

Fort! und noch heut — ein jetziger Verkehr mit Rosa wäre peinigend gewesen.

3.

Zur Frühstücksstunde ging Armand zu den Seinen, um ihnen seinen Reiseentschluß mitzutheilen. Er fand Emmi allein im Zimmer, der Anderen wartend.

„Sie sehen unwohl aus,“ sagte das Mädchen mit besorgter Stimme, sein ungewöhnlich bleiches Gesicht betrachtend, „fehlt Ihnen etwas?“

„Im Gegentheil, ich befinde mich sehr wohl,“ erwiederte Armand, und eine leichte Röthe überflog dabei sein Antlitz, „so wohl, daß ich heute noch eine Reise anzutreten denke.“

Das schien für Emmi eine ziemlich niederschlagende Nachricht. „Fort?“ fragte sie.

Und ich komme, Sie um Aufträge zu bitten für Ihren Vater, ich gehe nach H., ich denke ihn zu sehen.“

„Ach Armand — — Herr Graf,“ verbesserte sie erröthend, „dann sagen Sie ihm tausend und tausend Grüße; dann sagen Sie ihm, ich sehnte mich nach ihm, und ich wünschte . . . .“

„Daß er sie heimholen möchte.“

„Daß er herkommen möchte und hier bleiben; denn da wäre ich ganz glücklich! — Ach und ich bitte Sie, betrachten Sie recht mit meinen Augen das geliebte Gesicht meines Vaters — ob er wohl ist; denn ich bange mich sehr um ihn!“ Und dabei

traten Thränen in Emmi's Auge, die Stimme versagte ihr, sie wendete sich ab, um ihre Rührung zu verbergen.

Der Eintritt der übrigen Familienglieder erleichterte ihr dieses.

Alle waren erstaunt über Armands plötzlichen Entschluß. Der alte Graf aber freute sich dessen zugleich, nichts konnte ihm gelegener kommen. Eine einstweilige Entfernung war ihm schon deshalb willkommen, weil Armand in seinem Ministerium eine scharfe Opposition vertreten, die man nachgerade mißliebig zu betrachten anfing. Dazu gab's auf den Besitzungen in der That viel zu thun, — vielleicht, daß die Anordnungen dort ihn hinlänglich erforderten und interessirten, um im nächsten Sommer sich ihnen ausschließlich zu widmen; und allein, so hoffte Kleist, werde der Sohn dann nicht lange bleiben. Kurz, er sah schon die nahe Erfüllung aller seiner Lieblingswünsche.

Auch die Gräfin war erfreut, als Armand ihr mittheilte, er werde persönlich für Schöffens Freilassung zu wirken suchen, ihr war dadurch ein Stein vom Herzen genommen.

Man wunderte sich zwar über die schnelle Abreise, suchte sie aber nicht zu verzögern. Die Einrichtungen waren bald getroffen, Urlaub erwirkt; aber leider tönte wegen einer Nachricht, die Armand aus dem Ministerium heim gebracht, in die letzten Momente des Zusammenseins ein trüber Klang.

Professor Jordan war zur Untersuchung gezogen, der Wiederbeginn seiner Vorlesungen ihm untersagt worden. Und weshalb? Erstens weil man die Tendenzen seiner früheren Vorträge als dem Staatswohl gefährlich erklärt, zweitens weil eine kürzlich erschienene Brochüre, die durch entschiedene Haltung und Sprache viel Aufsehen gemacht, ihm Anklage auf Hochverrath und Majestätsbeleidigung zugezogen.

Also jene Vorträge, deren beide letzten Armand gehört, die ihn so mächtig ergriffen, die erfüllten, was er von der Universitätslehre verlangte, die aussprachen, was er ausgesprochen wünschte — die waren verboten.

Also jene Brochüre, bei deren Durchlesung Armand freudig gerufen: „ja solcher Männer bedürfen wir!‘, die war von Jordan. Und die Staatsgewalt trat gegen diesen Mann als Kläger auf.

„Bei Gott, ein schneidender Widerspruch zwischen mir und den Organen der Regierung,“ hatte er rückhaltlos im Ministerium geäußert, und rief er erbittert, als er daheim die Nachricht mittheilte.

„Wo ein denkender freier Mensch auftritt, da wird er unterdrückt! Das Volk soll schlafen, wehe dem, der es weckt! Die Bewegungen des gelähmten Körpers, die läßt man geschehen, hüllt sich dadurch in die Glorie der Liberalität. Eine Hand streckt sich aus, um die Armuth zu unterstützen, man stellt sich an die Spitze mit Schwanenorden und dergleichen Ritterlichkeiten. Und wieder ein Glied spendet für Kirchenbau, für Religionsbeförderung, man gestattet Gustav-Adolph-Vereine und nimmt sie pomphaft unter seine Fittiche. Das denkende Haupt aber, das den Körper belebt, das Gedanken einhaucht den Gliedern, das lehren möchte, wie das Proletariat zu unterdrücken, wie das heilige Recht der Religionsfreiheit unantastbar, wie man betrogen um die mit Blut gezeichneten Volksverträge — — dieses Haupt haut man ab. Dann Körper zucke du. Das ist die perfide Kunst, die seit den zwanziger Jahren den so-

genannten Staat gerettet, eigentlich aber nur Deckmantel ist der Despotie und Beamten-Willkür!"

„Aber mein Sohn, ich begreife nicht, warum du dich ereiferst," sagte der alte Graf; „diesem Jordan wird ja wie Jedem in unserem glorreichen Staat, dem Höchsten wie dem Niedrigsten, sein Urtheil und Recht."

„Wie Jedem! — — nun das sah man eklatant in den zwanziger Jahren in Preußen, in den dreißigern in Deutschland. Man kennt die General-Kommissionen."

„Auch ein außerordentlicher Richter ist an das Gesetz gebunden."

„Nun wenn unsere Gesetze der Volksunterdruckung Vorschub leisten, so sind's schlechte Gesetze, so müssen sie geändert werden. — — Wahrlich in unsern Tagen würde ein Christus gekreuzigt, müßte ein Sokrates den Giftbecher trinken, alle Freiheitshelden würden auf dem Schaffot bluten, und das Urtheil wäre mit Gesetzesstellen belegt."

Elsbeth, welche so eben von der Tante kam, brachte die gleiche Nachricht heim. „Rosa will die Frau Professorin besuchen, sie haben sich mehrmals in

Gesellschaft getroffen, und sie ist entzückt von der Frau.“

Das war Armand lieb zu hören. Ein Unstern hatte jederzeit eine persönliche Bekanntschaft zwischen ihm und Jordan gehindert, und da dieser so schwer zugänglich für Fremde als hingebend gegen die Jugend sein sollte, so entbehrte der junge Mann im gegenwärtigen Moment bitter das Recht, ihm als Freund zu nahen. Er war auch heut dort gewesen, aber wiederum vergeblich, und so hatte er sich begnügen müssen, ihn schriftlich seiner Theilnahme zu versichern, seinen Beistand für jedes Vorkommniß anzubieten. Da war ihm denn Rosa's Entschluß noch ein Geschenk mit auf die Reise.

Abends trennte man sich, um sich hoffentlich in einem Monat wieder zu sehen.

Achtes Kapitel.

1.

An einem Decembernachmittag saß Jordan zu der Stunde, die er für seine Vorträge über Staatsrecht früher bestimmt hatte, in finstres Sinnen vertieft. Seine Frau schien am Fenster eifrig mit einem Nähzeug beschäftigt, oft aber hatte ihr verstohlener Blick den Geliebten beobachtet. Endlich ging sie zu ihm und sagte mit sanfter Stimme: „Reinhold, ich bitte dich, sitze nicht da, so in dich gekehrt, thu's mir zu Liebe! — — sprich die Pein aus, so wird dir leichter werden.“

Aber Jordan verharrte in düstrem Schweigen.

„Reinhold! du grollst mit deinem Schicksal; denk doch, alles, auch das Aeußerlichste kommt uns von

Gott! — — — Sieh, den Geist frei halten, wenn Alles ihm stärkend entgegen weht, ist nicht schwer! Geistesfreiheit steht über Druck und Kümmerniß! Vergieb mir, Herzensmann, ich sage dir ja nur, was du mich gelehrt hast.“

Jordan reichte Charlotten die Hand, konnte sich aber nicht herausreißen.

„Komm in die Luft, Reinhold! sieh dir den Himmel an! die Sonne ist untergegangen, aber Mond und Sterne werden bald kommen. — Sieh und morgen geht sie wieder auf; glaub es, auch uns wird sie wieder leuchten!“

Jordan sah mit unbeschreiblichem Liebesblick auf seine Frau, stand auf und sagte: „Du hast recht, ich will in's Freie, aber allein, Charlotte!“ —

Diese begleitete mit heitrer Miene ihren Mann bis zur Gartenpforte; als sie aber wieder in's Zimmer zurückgekehrt war und sich allein und unbeobachtet fand, brach sie in Thränen aus: „Es ist das Schwerste, was ihm werden konnte! ihm abgeschnitten sein Wirkungskreis!“

Dem Annchen, das leise herzugekommen war, drückte es das Herz ab, ihre Mutter weinen zu sehen,

sie nahm deren Hand zwischen ihre kleinen beiden, streichelte sie, küßte sie, alles aber sanft und still; und dann wieder sah das geröthete Gesichtchen halb schmeichelnd, halb verwundert zu der Bekümmerten hinauf. Endlich merkte es diese und trocknete sich die Thränen. „Du herziges Kind,“ sprach sie, die Kleine zu sich ziehend. Nun umklammerte Annchen die Mutter, legte ihr Köpfchen an deren Brust und fing selbst an zu weinen, warum, das wußte sie nicht, ihr mochte bange sein ob der ungewohnten Traurigkeit. Die Thränen wurden fortgeküßt: „Du kleine Thörin, was hast du, sieh doch! die Mutter ist ja vergnügt! und horch, da kommt unser Hänschen!“ Der jodelte schon von weitem mit kräftiger Stimme, halb richtig, halb falsch, ein muntres Schweizerlied; wirklich der Junge hatte, seit wir ihn nicht gehört, Fortschritte im Singen gemacht. Jetzt trat er in's Zimmer, die Schulmappe auf dem Rücken, die Thür blieb aufstehen nach alter Gewohnheit, suchend blickte er umher im halbdunklen Zimmer: „Annchen, wo bist du denn!“ Und da sah er sie auf der Mutter Schooß, blieb verwundert stehen, daß die Kleine ihm nicht entgegenjubelte, — und der Mutter still ernstes „Guten Abend, Sohn“ machte

ihn fast betreten. Ordentlicher als sonst räumte er die Schulsachen fort, die offen gelassene Thür wurde geschlossen, kurz, er bestrebte sich zu thun, was er sonst vergaß, um die Mutter — der er etwas Außerordentliches anfühlte, nicht zu stören. —

Als Jordan nach einigen Stunden heimkehrte, fand er die Seinen in traulicher Familiengruppe. Er setzte sich zu ihnen, war einmal recht für die Kinder da; von Gemüthsbewegung oder gar Verstimmung bemerkte man keine Spur mehr, nur war er zärtlicher noch als gewöhnlich, ja fast weich gegen die Kleinen. Auch wollten diese nicht von ihm: die Schlafstunde hatte schon lange geschlagen, aber sie hörten noch immer auf die Erzählungen des Vaters und hatten selbst ihm tausend Dinge mitzutheilen. Endlich übermannte der Schlummer das Annchen mitten in der Freude, eben hatte sie noch geplaudert, jetzt sank das Köpfchen zurück in des Vaters Arm, und dieser sorgte fast weiblich, daß das Kind nicht erweckt werde, so sanft hielt er's, während es die Mutter in das schneeweiße Nachtröckchen hüllte. Er trug die Kleine selbst in's Bettchen, deckte sie zu, freute sich der Anmuth, mit der die zarten Glieder sich dem Schlummer ergaben, schaute

gerührt und unverwandt auf das rosige unschuldige Gesichtchen. „Gott segne dich, du mein süßes Kind," sprach er endlich leise, und als in dem Augenblick sich der Knabe an ihn schmiegte, fügte er hinzu: „Ihr seid ja nicht allein! Gottlob! Ihr seid bei einander!" —

2.

Die Kinder schliefen, das Hauswesen war besorgt! Charlotte konnte die späten Abendstunden ungestört wie sonst ihrem Manne widmen, oder doch, wenn er beschäftigt sein sollte, still neben ihm zubringen. Sein klarer liebreicher Blick schien sie auch dazu aufzufordern; aber sie, die selten einer Gemüthsbewegung ganz nachgab, hatte es heut gethan, und sie fühlte noch viele unvergossene Thränen, die ihr wider Willen entstürzen konnten.

Sie ging an's Fenster, das klare Mondenlicht leuchtete ihr friedlich entgegen, sie strebte nach Fassung.

Jordan ließ sie; er wußte, wie gerade in Momenten der Ohnmacht, wo sich der Wille: Schmerz zu

besiegen, erst herausringen muß, wie gerade in solchen Momenten das Alleinsein eine Wohlthat ist.

Endlich trat er zu ihr und sagte mit freundlicher aber vollkommen ruhiger Stimme: „Charlotte, du sagtest mir oft, du werdest mir helfen, wenn Sorge über mich komme. Ich bedarf jetzt deiner Hülfe.“

„Damit machst du mich gesund! — Geliebter, ich werde dir auch helfen.“

„Es wird dir aber schwer werden.“

„Ach Reinhold, mir wird nichts schwer! Für dich handeln ist Glück! Liebster, mache dir keine Sorge. Den Schmerz freilich, daß dir versagt ist, zu lehren, den kann ich dir nicht abnehmen, doch du weiß'ts, ich trage ihn mit dir. Aber an mir sollst du rechte Freude haben; wozu kann ich denn all die Sprachen? — ich gebe Unterricht drin, und auch in der Musik — — Goethe hat ganz recht, was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter! — aber,“ setzte sie scherzend hinzu, „ich fürchte nur: das Spiel, der Gesang meiner vielen Schülerinnen stört dich im Meditiren.“

„Ach Kind,“ sagte Jordan, „das wußt ich wohl,

daß solche Hülfe dir nur Freude ist; aber etwas Anderes, etwas Schweres wünsche ich von dir."

Charlotte's leises Lächeln verschwand wieder: „Reinhold, mir wird nichts schwer, als mich von dir trennen!"

„Und gerade trennen sollst du dich von mir, und wie ein edles Weib sollst du's tragen!"

An Jordans Fassung wagte sich nicht der Schmerz seiner Frau, sie sah ihn nur leichenbleich an, und ihre entfärbten Lippen bebten.

„Ich bin zur Untersuchung gezogen worden wegen meiner letzten Schrift, das Urtheil soll gefällt sein, es verweist mich auf Festung."

Thränenlos hört es Charlotte an.

„Freilich werd ich gegen das Urtheil appelliren, aber das zweite, ich seh's voraus, wird nicht anders sein."

„Reinhold es ist unmöglich! — das kann ich nicht tragen — das kann ich nicht denken, das verwirrt mir den Geist!"

„Mein armes Kind!" sagte Jordan mit dem liebevollsten Tone: „komm, weine dich aus in meinen Armen!"

„O trennen wäre ja nichts! aber du im Kerker! ...... — im Kerker!" wiederholte sie mit dumpfem Tone, „das ist ja ganz, ganz unmöglich!"

„Ich dachte, du wärest mein starkes Weib! du wirst mich nicht täuschen!" Aber Jordans Stimme schwankte dabei.

„Ich werde es begreifen lernen," sagte die bekümmerte Frau, — und nach einer Pause, als wenn sie jetzt erst die letzten Worte ihres Mannes verstanden habe, rief sie aus: „nein, Geliebter, ich werde dich nie täuschen! — Wie ich's trage, fasse ich noch nicht, aber daß ich's trage, weiß ich. — Ich werde deiner werth sein — — und," fügte sie hinzu, ihm die Hand reichend und ihn mit festem Blicke ansehend, „ich werde die Mutter deiner Kinder sein.

Bis tief in die Nacht hinein blieben Beide wach. Viel gab's zu besprechen, viel zu ordnen; denn Jordan fürchtete, man werde ihn jetzt, wo ein sehr strenges Urtheil gefällt, nicht lange mehr in Freiheit lassen. Während der Untersuchung hatte man ihm diese gestattet, wie denn in diesem Falle keinerlei Willkür-

lichkeiten vorgekommen waren, dergleichen „das Wohl des Staates heut zu Tage so häufig fordert.“ Auch die damals unabsetzbaren und nicht einseitig zu versetzenden Richter hatten gewiß nach bestem Urtheil und Vermögen das Gesetz interpretirt.

„Und doch,“ sagte Jordan zu seiner Frau, als er gegen sie dies bereitwillig anerkannte, „wie ganz anders habe ich den Geist unserer Gesetze verstanden, und wenn gleich mehrere Paragraphen derselben eine engherzige Auslegung scheinbar gestatten, wie hätte ich auch diese entkräften wollen bei einem mündlichen öffentlichen Verfahren. — Sei's aber wie es wolle, strafte selbst das Gesetz klar und ausdrücklich die rückhaltlose Wahrheit, ich unterwürfe mich dem, ich müßt's, um ich selbst zu sein. Ich habe nur gethan, was mir die heiligste innere Nothwendigkeit geboten; und — das ist gewiß — was in England, in Frankreich, in jedem durch freie Institutionen geschützten Lande, wo nicht der Geist, wie in Deutschland, unter Vormundschaft gesetzt, die Würde des Mannes nicht herabgezogen ist — was zu thun dort die Pflicht des Staatsbürgers ist. — — — Die Folgen müssen wir tragen, und du, liebes Weib, hilfst

mir dabei. Ach, du hast mir ja immer geholfen!" —

Das Herz war Beiden so voll, die kommende Zeit barg solche Last der Schmerzen, daß Reinhold sowohl wie Charlotte sich hüteten, die ganze Fülle ihrer Liebe zum Ausdruck zu bringen, aus Furcht einander zu erweichen. Aber Eines las in des Andern Seele, daß es stark war um des Geliebten willen, Eines fühlte des Andern Abgrund der Leiden, so daß dieses Schweigen kein Zwang, keine Pein war. Kurz, sie erhoben und wärmten sich an ihrer gegenseitigen Liebe.

Die kurzen Stunden, die der Nacht noch blieben, mochten freilich ihnen keinen Schlummer bringen; aber es war kein verschuldetes Leiden, was ihrer harrte; was sittliche Nothwendigkeit geboten hatte in seinen Folgen über sich zu nehmen: das wußten sie, werde auch sittliche Kraft tragen helfen.

Die Qual, mit der sie rangen, rangen sie still durch.

Und der kommende Morgen? — er brachte, was Jordan gefürchtet hatte, brachte, was Charlotte's Geist bis zur Besinnungslosigkeit lähmte, was das Blut ihrer Adern gerinnen machte: Trennung.

Der Tag begann wie alle Tage, das still geschäftige Treiben des Hauses ging seinen gewohnten Gang, die Sonne schien hell, die Kinder waren fröhlich, Hänschen ging zur Schule wie sonst, Annchen nickte dem Bruder vom Fenster, warf ihm Kußhändchen zu: komm bald wieder, dann spielen wir schön!"

Es war solche Angst in Charlotte's Seele, daß sie das Alles nicht begriff, wie konnte die Sonne scheinen, wie konnte der Tag gleichmäßig verfließen, die Welt wollte ihr ja untergehen. Bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen, Alles wüst im Kopf, Alles krampfig im Herzen, diese Folter kostete Jahre von ihrem Leben.

Aber die Liebe gab trotz dem ihr die Fähigkeit, zu thun, was der Moment forderte. Charlotte ordnete bis in's Kleinste, was nur irgend zur Erleichterung, zur Bequemlichkeit, Pflege des Theuren dienen konnte, mit Thränen packte sie's ein — welche rohe Hand mochte spürend darüber kommen!

Der Vormittag war halb verflossen, da fuhr ein Wagen vor, mehrer Herren stiegen aus, man fragte nach Jordan. — Man brachte den Verhaftsbefehl. Zögerung war nicht möglich.

Das war freilich schnell, schneller, als selbst Jordan es vermuthet.

Sollen wir schildern, wie sich hier Herz vom Herzen riß? wie eine ganze Blüthenwelt der Liebe dahinstarb? Das wäre ja unmöglich; schildern läßt sich nur, was in Worte zu fassen ist.

Sieben Jahre sollte Jordan im Kerker, sein Weib in weiter Lebenswüste zubringen — ohne einander.

Als einst Charlotte, die hochbeglückte Mutter, mit tausend Schmerzen ihr erstes Kind zur Welt geboren hatte und noch halb bewußtlos dem Gatten entgegenrief: „Liebster, ein Sohn! ein Sohn!" — da hatte Jordans, des starken Mannes Glücks- und Dankesgefühl nur Einen Ausdruck: Thränen.

Und diesen Knaben, den kaum sechsjährigen, sollte er verlassen!

Wenn er sein Töchterchen auf den Knieen geschaukelt, und Liebe und Lust gleich tief in dem ausdrucksvollen Gesichtchen ihm entgegenstrahlten, dann hatte er oftmals gedacht: o könnt' ich dich vor Leiden bewahren!

Das würden ungefähr die Farben sein zu jenem Bilde des Scheidens.

Jordan trat aus dem Zimmer, wo er, ungesehen von Fremden, Weib und Kind Lebewohl gesagt. Sein Knabe kam erst in Stunden heim, für ihn hatte der Vater nur Grüße. Er deutete seinen Begleitern an, daß er bereit sei, und schritt dem Wagen zu, der vor der Pforte hielt. Da sprang ihm, geröthet von Kälte und Freude, der kleine Hans entgegen: „Vater, willst du fortfahren? ach, nimm mich mit! nimm mich doch mit!“

„Und woher so früh, Hans?“

„Der Lehrer hat uns frei gegeben! . . Lieber Vater, nicht wahr, ich sitze beim Kutscher!“ und mit dem Ausdruck des vollen Vergnügens sah der Kleine zum Vater, als sei er der Erfüllung seiner Bitte gewiß.

„„Mein Sohn, ich gehe hin, wo du nicht mit kannst — ich muß auf lange, lange fort — geh' zur Mutter, die wird dir's sagen.“ Und dabei küßte er den Knaben und ging.

Aber nein, so konnt er nicht scheiden, noch einmal wendete er sich um, der Kleine stand verwirrt noch auf derselben Stelle. Jordan ging zu ihm, breitete die Arme aus, zog ihn an's Herz, schloß ihn an sich mit aller Inbrunst, mit aller Freude, mit allem, allem Weh. „Mein Sohn, mein Sohn! Lebewohl! Dein Vater muß dich verlassen; wenn du groß bist, wirst du verstehen warum und dich freuen über ihn!“

„Vater, ich will mit!“ sagte der Kleine mit entschiedenem Tone, und sein Auge blitzte halb von Thränen, halb von Trotz, mit dem er auf die fremden Männer sah. Eine Art Instinkt verrieth ihm, daß sie die feindliche Ursache der Trennung.

„Soll deine Mutter allein bleiben? — — Lieber Hans, sorge du für deine Mutter, für unser Annchen. Dein Vater hat keinen Menschen, den er d'rum bitten könnte, als dich Kind! Willst du ein braver Junge sein?“

Es war ein solcher Sturm der Aufregung in Jordans Ton, daß er bis in des Knaben Seele drang, und er das Unverstandene doch verstand. „Ja, Vater, das

will ich, sei du nur ruhig," und das Kind schluckte die Thränen herunter.

„Gottes Segen sei mit dir, mein Sohn! Das bete ich spät und früh."

Und damit trennten sie sich.

Neuntes Kapitel.

1.

Armand an seinen Freund Osten.

3. December.

Ich kam vor drei Wochen durch Magdeburg, hatte gehofft, mit dir einige Tage zu verbringen, und da mußtest du gerade verreist sein. Das hat mir sehr leid gethan, lieber Osten; denn ich war damals recht in der Stimmung, mich auszusprechen. Ein Blick in die gegenseitigen Lebensverhältnisse wird überdies nachgerade wünschenswerth, und deshalb schlage ich ein Rendezvous vor, ehe du nach Danzig, in deine neue Garnison, abgehst.

Da fällt mir ein! Du bist verwundert, diesen Brief aus H. zu empfangen, da du mich in Berlin wähnst, mitten d'rin in Staatsverbesserungen — nein,

lieber Freund, davon habe ich mich für einige Zeit zurückgezogen, glaube mir, das ist als wenn man leeres Korn drischt. Du machst prächtige Entwürfe im Auftrage Sr. Excellenz, die „ganz besonderes Vertrauen zu dir hat,“ greifst die Sache ungescheut gerade am rechten Fleck an, und siehe da — „gerade der rechte Fleck“ beliebt nicht.

Da ich aber der Ansicht bin, daß eine kräftige Opposition auch in untergeordneter Stellung zu wirken vermag, wenngleich freilich langsam; so werde ich unermüdet mich später wider diesem für's Erste undankbaren Berufe unterziehen. Jetzt aber sind's Privatgeschäfte, die mich fordern und mich zu der Reise hierher, wie auf unsre Güter veranlaßt haben. Bei unsrem hoffentlich baldigen Wiedersehen das Nähere.

Heut, wo mich einige Zeitungsberichte wieder warm gemacht haben, laß uns lieber von unsrem närrischen deutschen Michel plaudern, der doch unbegreifliche Treuherzigkeit neben einem angenehmen Gemisch von Schläfrigkeit und Extase besitzt. Doch gemach: dir gegenüber, lieber Osten, darf man über den guten Michel nicht spotten, dir gefällt er ganz wohl; und ich müßte wirklich behutsam werden in meinem Urtheile

über ihn, unsere Zustände und die souverainen kaiserlichen, königlichen, herzoglichen gekrönten deutschen Häupter von Gottes Gnaden — wenn Freundschaft nicht so ein wunderliches Ding wäre. Macht sie blind? Macht sie mild? oder heißt das: Ergänzung, wenn Feuer und Wasser zusammenkommen?

Doch nun im Ernst, Osten, ich habe mich heut einmal wieder gekränkt über den Mangel an Klarheit, an politischem Bewußtsein unsres Volkes. Diese großartigen Redensarten in den Zeitungen über den freien, deutschen Rhein, diese Bravour gegen die Franzosen mag allerdings von den Thronen herab sehr gern gesehen werden — aber mir erscheint's, ich kann nicht anders sagen, wie Kinderei. Nicht, als ob ich den Muth unsres Volkes im Geringsten bezweifelte, nicht, als ob ich nicht gewiß wäre, daß die Deutschen wie Löwen jeden Fuß breit deutscher Erde vertheidigen würden — — aber dieses Reden vor der Zeit, dieses Großsprechen, wo's nicht gilt, mißfällt mir. Oder nennst du die Plänkeleien in unsren Blättern etwa Zeugnisse des Nationalsbewußtseins? Mit nichten! Nationalbewußtsein wendet sich nicht dem zu, wo's gerade nichts zu thun giebt; sondern gegen den wirk-

lichen Feind wendet sich ein bewußtes Volk. Nicht gegen den, der vielleicht angreifen könnte, sondern gegen den, der wirklich angreift.

Und wer thut dies, mitten im Frieden?

Das will ich dir sagen: — — die deutschen Fürsten.

Die haben einen Bund geschlossen gegen das deutsche Volk.

Soll ich dir das ausführlich beweisen? Warte nur eine kurze Zeit noch, dann wird öffentlich und unumwunden diese Anklage durch Thatsachen begründet und bewiesen hervortreten; denn die geheimen Karlsbader Beschlüsse, die geheime preußische Denkschrift wird doch einen Verleger finden. Den Mann, der sie zu veröffentlichen im Begriff steht, kenne ich nicht, aber es muß ein Ehrenmann sein.

Der Dienst, den er seinem Volke leistet, ist unermeßlich. Auf diesen Kläger, auf seine Zeugnisse verweise ich dich.

Ich dachte bis zu dem Moment, wo ich diese authentischen Actenstücke las, gleich Tausenden, der Kampf der Fürsten gegen das Volk sei mehr ein instinktartiger; daß es ein wohlüberdachter, absichtlicher, reiflich erwo-

gener, weiß ich jetzt. Das Volk bleibe unmündig, das ist die Verschwörung, das ist der Grund zu jenen Beschlüssen. Und wer die Frechheit heben sollte, diese letzteren abzuleugnen, dem sei die einfache Thatsache entgegengehalten: daß die Wege, die sie anrathen, schon betreten sind. Dies würde der Deutsche, wenn er Augen hätte zu sehen, Ohren zu hören, auch ohne die Veröffentlichung jener Beschlüsse sehen und hören.

Oder nennst du, was ich Verschwörung nenne, vielleicht weise Fürsorge der Fürsten, väterliche Ueberwachung des unmündigen Volks? — Selbst abgesehen davon, daß diese Bevormundung im Jahre 1813 feierlich aufgegeben worden, frage ich: Was thut ein rechtschaffner Vormund? Er sucht doch ohne Zweifel seine Mündel zu erziehen zur Selbstständigkeit.

Und nennst du das Volkserziehung: uns absichtlich im Dunkel zu lassen über unsre individuellen Volksrechte, sanctionirt durch unsre Geschichte, und über unsre Menschenrechte, sanctionirt durch das heilige Gesetz geistiger Freiheit!

Erhält wohl irgend je der deutsche Jüngling, wenn nicht durch eignes Studium, Kunde von den

freien Verfassungsrechten seiner Voreltern? Nein, früher herrschte Barbarei, jetzt die heilige Freiheit! — Warum z. B. schweigt die Lehre von der Macht unsrer früheren Reichs- und Landstände? Warum von ihrem Steuerbewilligungsrecht, was was wahrhaftig bittrer Ernst war! Warum davon, daß sie aus eigner Macht sich versammeln konnten, daß sie bei der Frage um Krieg und Frieden um ihre Zustimmung angegangen werden mußten, daß sie die Streitigkeiten unter den Fürsten als Schiedsrichter zu entscheiden hatten? Warum?... Statt dessen giebt's eine ausführliche Definition des Wortes tyrannos mit schönen Hinblicken auf die uncivilisirte Vorzeit — und nun die tugendreichen Monarchen der Jetztzeit, diese Landesväter, ausgeschmückt von gebührender Unterthanentreue!

Die französische Revolution wird als ein Kindergespenst hingestellt, nichts von ihren Gründen: der tiefen Verderbtheit aller socialen und politischen Zustände; nichts von den unermeßlichen Segnungen dieser selben Revolution!

Und dann kommt die große Hymne der Befreiungskriege! „Der Deutsche schmachtet unter franzö-

sischem Druck; mit Gott für König und Vaterland macht er sich los davon und genießt jetzt der goldenen Freiheit, und sein Bruder, der Russe, half ihm dazu."

Nichts von den Ursachen zu jener Schmach der Nation — — nichts von der stolzen Hoffnung, die der Siegenden Busen schwellte. Ja sie kämpften für Heerd und Weib und Kind, ja sie zerbrachen die Fesseln der Fremdherrschaft, aber voraus ging ihren Fahnen der Ruf: Volksfreiheit! Feierlich und heilig wurde ihnen diese verbürgt.

Nun, Osten? — wo sind in Preußen z. B. unsre Volksfreiheiten?

Se. Majestät der König hatten sie verbürgt, später sahen Se. Majestät der König ein, daß Sie ihr Wort übereilt hatten, und nahmen es mit in's Grab.

Und Se. Majestät, der neue König? — Ja, lieber Freund, gerade von diesem und von der Stimmung in Preußen habe ich noch viel zu sagen. Aber nie ander Mal.

Lebe wohl für heut.

Armand.

2.

Armand an seinen Freund Osten.

12. December.

Sag, Osten, giebt's wohl eine herrlichere Lebensbestimmung, als die, welche unsrem Könige beschieden war? Giebt's auf der ganzen Welt wohl etwas Schöneres, als Schöpfer zu sein freier Lebensformen eines zur Freiheit reifen Volks?

Sieh' umher! Andere Fürsten können nur erhalten, verbessern, können nur die Stürme beschwören, die Alles verschlingenden Wogen in's friedliche Meeresbett zurückleiten! Dieser konnte Schöpfer sein!

Hat er seinen Beruf erkannt? nein!

Er konnte durch Jahrhunderte als Vorbild eines freigesinnten Fürsten, eines großen Menschen glänzen — er hat es verschmäht! und die Nachwelt wird ihn eitel, herrschsüchtig, eigenwillig schelten.

Nein, er kennt nicht das Bedürfniß der Jetztzeit, er trägt nicht die heiligen Anforderungen seines Volks im Busen.

Er will sich, er will die Dynastie! die Gewalt

in seiner Hand! Jedes Recht soll ein Geschenk sein, nicht Pflicht, sondern Gnade.

Daß ich ihm nicht Unrecht thue, beweisen klar diese kurzen Momente seiner Regierung, wird jedes Jahr mehr erweisen.

Vertrauensvolle Liebe begrüßte den König bei seiner Thronbesteigung, ein Jubelruf tönte durch die Länder. Sieben Monate sind verflossen, und man fängt an zu begreifen, daß des Volkes und des Fürsten Bestrebungen auseinander gehen.

Das Erste, was man verlangt, ist, daß der Sohn die Schulden des Vaters löse. Man erwartet dies von jedem Sohn, warum nicht von diesem?

Er thuts nicht. Mag er die Schuld definiren, die Weise ihrer Lösung definiren: Genug, er thut's nicht! Er wendet dem veralteten, nicht zeitgemäßen Vorrechte der Aristokratie sich zu — und wendet sich ab von des Volkes gegenwärtigem Anrecht auf allgemeine Vertretung.

In diesem einen Zuge, in diesem ersten öffentlichen Gesinnungsausdruck vor der Krönung zu Königsberg liegt's recht deutlich:

Der König will ein Andres, als

wir wollen. Er die Vergangenheit mit ihren Formen, wir die Gegenwart mit ihren Rechten.

Und dabei ist, nach seinem Ausspruch: sein Gelöbniß, sein guter Wille unsre beste Garantie. —

Gottlob! wir wissen endlich, daß die Garantie des guten Willen eines Einzigen, gegenüber einem Volke: Despotie ist.

Und nun neben des Königs Herrschsucht sein Trieb, bewundert und geliebt zu sein!

Wir werden unpopuläre Handlungen und populäre Reden haben seinerseits. — Unsererseits erst viel Vertrauen, viel Hoffnung, doch die Zeit ist bald vorüber. Dann kommt Mißtrauen, Zaudern. Und dann erwacht der deutsche Löwe, grollt — und erhebt sich.

Siehe, Fürst, wie weit du kommst ohne dein Volk!

Uns aber wirst du wider Willen riesenhaft fördern! —

Wenn du glaubst, Osten, daß ich gereizt sei und deshalb Alles in schärferem Lichte sehe, so irrst du dich. Wie sollt' ich auch dazu kommen, gereizt gegen den

König zu sein, der mir persönlich werth ist. Er ist der Freund meines Vaters, hat sich mir gütig, und oft gütig erwiesen. Soll aber deshalb in mir der Bürger bestochen sein? Soll ich aus Dankbarkeit blind sein?

Uebrigens ist noch unsere Generation nur zu geneigt, in der Person des Fürsten ein Muster der Vortrefflichkeit zu sehen; von dieser mit der Muttermilch eingesognen Pietät werden unsre Kinder wenig mehr wissen. Die werden kritisch verfahren.

Drum setz' ich unsre Hoffnung auf unsre Kinder. Diese werden vollenden, was Vereinzelte unter uns begannen.

Denn weißt du, was mich oft am meisten erbittert hat? Nicht der Absolutismus unsrer Regierungen, nicht die immer mehr und mehr um sich greifende Polizeiwillkür, nicht diese ganze Reaction des zwanzigjährigen Friedens! Nein: Die Hoffnungsphantasien der Deutschen; das unter den herrschenden Umständen kindische Vertrauen, welches in jedem verheißenden Gerüchte schon eine Erfüllung sieht, diese unglaubliche Langmuth, die erbittern mich; denn sie sind's, welche die Thatkraft unseres Volkes schwä-

chen. — Illusionen für Weiber — höchstens für Jünglinge: eines Volkes sind sie unwerth.

Aber wie gesagt, diese Zeit wird bald vorüber sein, und gerade der Dualismus in des Königs Charakter wird sie beschleunigen. —

Wie steht's mit unsrem Rendezvous? Ich wünsche es sehr. Schreibe mir nächstens d'rüber, oder komm selbst. Jedenfalls aber lebe wohl.

Armand.

Armand hatte drei Novemberwochen auf den Familiengütern zugebracht. Wegbesserungen, Unterhandlungen wegen Anlegung einer neuen Straße, die für den Wohlstand der Gegend viel versprach, Einleitungen zu den letzten Ablösungen zwischen Bauern und Gutsherrschaft hatten ihn beschäftigt. Bei Allem war er human und höchst gütig gewesen; die Liebe, ja der Enthusiasmus der Bewohner waren unbeschreiblich.

Das schwellte sein Herz. Welch ein Wirken lag vor ihm!

Und doch wollte er's aufgeben. Er war klar und ruhig d'rüber.

Liebte ihn Emmi, so mußte sie die Seine werden. Er fühlte zur Erfüllung seines Lebensberufes, zur völligen Entwicklung all seiner Kräfte sich einer unendlichen Liebe bedürftig. Sein Leben, er sah's voraus, würde Kampf sein — d'rum, wenn's möglich, wollte er in der Liebe eines edlen Weibes ruhen, sich immer neu wieder stählen.

Und was erkannte er als seinen Lebensberuf? Politisches Wirken.

Freilich mit tiefem Schmerz gab er jene herrlichen Mittel zu socialer Wirksamkeit, die aus jenem Grundbesitz erwuchsen, aus den Händen; — aber sich abschließen auf's Land, wenngleich in reicher Thätigkeit, das konnte er jetzt nicht. Mocht's ein schöner Beruf sein, der seine war's nicht.

Allerdings stellte der einstige bedeutende Grundbesitz auch ein politisches Wirken in Aussicht, aber sie lag fern, und der Weg dahin ging über seines Vaters Grab hinüber. Eine Stimme zum Landtag in ferner Zukunft war wohl noch auf andere Weise zu erringen; vielleicht selbst durch ein kleines, wiewohl äußerst verschuldetes Gütchen, was ihm durch Erbschaft zugefallen.

Und so wollte er jetzt mit allen Jugendkräften sich hinein begeben in den Strudel der Welt, wollte ein unerschütterlicher Vertreter sein der Rechte eines mündigen Volks, alle Eingriffe der Regierungen in dieselben aufdecken und mit Donnerstimme die Müden wach rufen.

Er sah die gegenwärtige Aufgabe des deutschen Mannes in unbeugsamer, leidenschaftsloser, aber unnachsichtiger Opposition inmitten der gesetzlichen Grenzen. Kein Schritt zurück, keine Selbstverbannung, keine Flucht aus dem Vaterlande. Mochte er siegen oder fallen, diese Aufgabe wollte er lösen.

„So lebe denn wohl, du Stätte meiner Kindheit, ihr Wälder und Fluren; — grünet einem Andern!“ so sprach er, Abschied nehmend, zu sich selber. „Die Geliebte ist mir werther! Aber auch die Liebe soll mich nimmer von meinem Lebensziele locken.“

4.

Schon ehe Armand auf's Land gegangen, gleich nach seiner Abreise von Berlin, war er in H. gewesen, um an Ort und Stelle sich über Schöffens Verhältnisse zu orientiren. Empfehlungen, sein Stand und

Wesen hatten ihm günstige Aufnahme verschafft. Man schien bereitwillig, das Mögliche zu thun, doch hieß es, gerade jetzt müsse die Sache ihren Lauf haben; die Vernehmung zweier Mitschuldigen verspreche ein baldiges und, wie es scheine, dem Gefangenen günstiges Licht.

Im December nahm dann Armand einen längeren Aufenthalt im H.

Die Sache Schöffens war noch immer nicht entschieden; aber man gab ihm die beste Hoffnung auf völlige Freisprechung, wahrscheinlich selbst in kurzen Wochen.

Schöffens Vertheidiger zudem war ein tüchtiger Advokat, verfolgte das Recht seines Clienten mit Eifer; doch hatte er viel zu klagen. Man hatte sich unglaubliche Willkür erlaubt, den Gefangenen auf's Rohste behandelt.

Nach rastloser Anstrengung gelang es Armand, eine Unterredung mit Schöffen zu erwirken. Durch ein grobes Versehen des Gefängnißinspectors wurde der junge Graf sogar in Schöffens Zelle geführt.

Ein dunkles, feuchtes Loch war's, modriger Dunst benahm dem Eintretenden die Luft. Hier sah man nie

eine Sonne scheinen. Ein Strohsack auf der Erde, eine Art von Tisch, ein Krug, ein Napf, das waren die einzigen Geräthschaften. Und in diesem Loch, in das man keinen Hund sperren mochte, schmachtete ohne alle geistige Beschäftigung bald vier Monate ein in der Untersuchung befangener politisch Angeklagter, dessen Schuld noch gar nicht erwiesen war, dessen Unschuld sich möglicherweise sehr bald herausstellte.

Armand bebte vor Grimm. — Als er nach einer Stunde heraustrat an's Licht des Tages, hatte er eine Welt von Schmerz und doch wieder die reinste Bewunderung im Herzen.

Schöffens Geist war nicht zu brechen. Einfach, aber kräftig wie eine Eiche, war dieser Mann.

Gefaßt war er dem Grafen entgegengetreten.

Und als er nun hörte von seinem Kinde, daß es von Güte umgeben sei, daß es des Vaters Elend nicht ahne, immer noch einem baldigen Wiedersehen entgegenharre; als er von seiner hoffentlich baldigen Befreiung hörte, da hatte er für seinen Dank nur einen Händedruck; für seine Freude nur ein aus tiefster Brust heraustönendes: „Gott Lob!“

Zeilen für Emmi, Grüße an die Gräfin und ein: „wirken Sie für's Vaterland, junger Mann!" nahm Armand mit.

Von seiner Liebe zu sprechen war hier nicht die Zeit, nicht der Ort.

Mit hoffnungsvollen Mittheilungen an die Gräfin sandte er unverzögert Schöffens Brief an sein Kind, worin ein wahrscheinliches Wiedersehen zu Neujahr verheißen war, wo er dann seine Weihnachtsgaben selbst mitbringen werde.

Der Rath, welcher nachgiebig die Unterredung des Grafen mit Schöffen gestattet hatte, erhielt später einen ernsten Verweis. Der Inspector wurde mit pecuniärem Nachtheil versetzt. Dadurch war wohl für's Erste einer Wiederholung solcher Unordnung im Inquisitoriate zu H. vorgebeugt.

Armand aber behielt sich vor, seiner Zeit die Gräuel des geheimen Gerichtsverfahrens, sowohl in diesem Falle, als auch andern, an's Licht zu ziehn.

Zehntes Kapitel.

1.

Inzwischen hatte der junge Graf mehrfach von Hause ungünstige Nachricht erhalten. Rosa's Tante, Gräfin Wilhelmine, war schon wochenlang bedenklich erkrankt. Das trieb ihn heim, war doch die Kranke auch ihm eine so gütige Verwandte und Freundin gewesen. Ueberdies ging sein siebenwöchentlicher Urlaub zuEnde, das Weihnachtsfest nahte heran: es sollte, wenn auch trübe, im Familienkreise begangen werden. Armand trat demnach die Rückreise an. Das Rendezvous mit Osten war nicht zu Stande gekommen, aber dieser hatte versprochen, den Freund in Berlin zu besuchen.

„Die gnädige Frau Gräfin befinden sich heut etwas besser, und die Nacht war erträglich,“ sagte der eintretende Bediente zur Gräfin Kleist, die mit den jungen Mädchen und Miß Grant am Frühstückstisch saß.

„So lassen Sie in zwei Stunden den Wagen vorfahren, Friedrich.“ Der Bediente ging.

„Liebe Grant, eine Bitte, ich will mit Elsbeth zur Tante, wollen Sie einen Gang für mich in die Stadt thun, mir eine Erfrischung besorgen für die liebe Kranke? Ach und noch mehr! es wird kalt, unsre Wintergarderobe bedarf einer Ergänzung! Thun Sie mir's zu Gefallen, nehmen Sie mirs ab!“

„Mit Vergnügen steh' ich zu Diensten, Frau Gräfin!“ und ich denke, Emmi begleitet mich, das Wetter ist schön; die Morgenpromenade wird Ihnen willkommen sein, nicht wahr, Emmi?“

„Aufrichtig gesagt,“ unterbrach die Gräfin, „ich wüßte Emmi lieber zu Haus! Wir bleiben bei der Tante und möglicherweise lange, der armen Rosa etwas Ruhe zu bereiten; — und ich bilde mir ein, mein Sohn könne zurückkehren, es thäte mir leid, käme er in's leere Haus. Kind und sag' dann Armand, daß

wir seit drei Tagen wieder beruhigt um die Tante.“ Die Gräfin ging zur Toilette.

Emmi und sag Armand, daß wir ihn grüßten und küßten und umarmten,“ sagte Elsbeth, und als Emmi darüber lächelte, fügte sie hinzu: „und thu's für uns, wenigstens für mich; denn was du thust, das ist als von mir geschehn. — Ach gute Emmi,“ scherzte sie weiter, „thus 'mal! Sieh, die Tante ist besser, da können wir schon vergnügt sein! Du ziehst mein grünes Kleid an, Armands Lieblingskleid, aus deinem Scheitel machst du Flechten, die Wangen bleichst du mit etwas Puder! — Freilich, die Täuschung wird nicht groß sein! aber um so mehr Kunst kannst du entfalten, um so lohnender ist deine Aufgabe. Du thust kurz und gut, als wärst du ich, — oder willst du lieber Mama sein? Mit Ueberrock und Locken? Nein, nein! du bist ich, du erzählst ihm von Mutter, Vater, Emmi, läßt dich gar nicht irre machen. Seine Verwunderung möcht' ich sehen! — Ich glaube aber, Emmi,“ und dabei drohte sie mit dem Finger, „Armand ist mit dem Tausch zufrieden! Ja werde nur roth, es ist mir ein paar Mal so vorgekommen.“

„Der Spaß wäre hübsch,“ meinte Emmi, „halb

sich den Vorschlag ausmalend — „aber mit Armand! nein, mit Armand scherz' ich nicht!"

„Thörichte Kinder," schalt Miß Grant, „eilt, zieht Euch an! — Und nicht wahr, es wäre schön, wenn wir noch etwas Ernstes mit einander lesen? Kinder, Kinder, seid nicht leichtsinnig; der Morgen ist zur Sammlung, Zerstreuung genug bringt der Tag. Auch dem Schicksal entscheidenden Tage unsres Lebens ging eine ahnungslose Stunde vorher. Ach, glaubt's mir, man ist ein wankendes Rohr, im Winde wehend, wenn nicht eine feste Stütze uns zur Seite steht. Und sagt's, Kinder, was ist diese Stütze? Was anders, als Sammlung in Gott, und Einkehr in uns selbst! — Hab' ich recht?" fragte sie zärtlich die sie umschlingenden Mädchen; — „nicht wahr, ich hab' es gern, wenn Ihr froh seid! aber nicht leichtsinnig! — — Und nun kommt, ich helfe Euch heut ein wenig bei der Toilette." —

Mutter und Tochter waren fortgefahren, der Graf begleitete sie zu seiner Schwester, um sodann nothwendige Besuche zu machen, Miß Grant trat ihren Weg an — jetzt war Emmi allein.

Die mit Lehrerin und Freundin gelesene Betrach-

tung klang noch in ihrer Seele, sie schrieb in ihr Tagebuch, sie blätterte in ihren Briefen, las alle Grüße ihres Vaters, die er ihr derzeit geschrieben. Wieder fiel's auf ihre Seele, daß er diesmal so wortkarg war, ein wehmüthiger Ton schien ihr durchzuklingen, sie wurde unruhig. Aber da las sie sein letzterhaltenes Briefchen. Darin bat er dringend, sie solle das Zusammensein mit den Geliebten recht genießen, die Zeit eile, man wisse nicht, wie lange man die Erdengüter, selbst die reinsten besitze, „und" — so schloß er — „Kind, wenn du dich nach mir sehnst, so begreife ich das, aber nur hübsch vernünftig dabei! Muß ich denken, du seist nicht froh und frisch, so brauche ich meine besten Kräfte, dies peinliche Gefühl los zu werden, statt daß ich sie anwende, Alles zu beseitigen, was mich von dir trennt. — Also genieße! d. h. mit Dank, und somit Gott befohlen."

Das Herz fühlt oft Bangen; man weiß nicht, woher es kommt, wohin es geht; so war's auch heut dem Mädchen. Ihre Sorge entschwand, das Leben lag wieder vor ihr gleich grünen, sammtnen Matten, lächelnd, im Morgenlicht. Draußen war Winter — drinnen im Herzen Frühling; bewußtlos blühte da

Alles, aber sanft und mild — nicht diese üppige Pracht sonnenglühender Zonen! Wie dem liebesehnsüchtigen Blick des ersten noch schüchternen Sonnenstrahls der Erde zarteste Blüthen entsprießen, wie dieser Blütheu balsamischer Duft seelenhaft aushaucht das Eine belebende Wort, was durch die Schöpfung tönt: Liebe! — also auch der Liebesfrühling in einem jungen, sich selbst noch unerklärten Herzen. Es öffnet seine Tiefen dem beseligenden Zauber, es zieht ihn ein, es strömt ihn aus, es entfaltet sich zu ungeahnter Schönheit.

Wohl hatte Emmi's Lehrerin recht. Auch dem Schicksal entscheidenden Tag unseres Lebens geht eine ahnungslose Stunde vorher. Diese Stunde hatte dem Mädchen geschlagen. Der nächste Glockenschlag trennte Emmi von ihrer glücklichen Kindheit, führte sie ein in eine glücklichere und doch leidensvolle Lebensepoche.

„Was die Sonne heut hell scheint!" sagte Emmi, und dabei schrieb sie Armands Namenszüge auf die vom Frost angehauchten Fensterscheiben. — „Was

ich vergnügt heut bin!“ und dabei blickte sie, als müsse sich ihr die Ferne enthüllen, die Straße weit hinab. Sie that's aber absichtslos. — Sie fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen, das hörbar klopfte — sie wußt' es aber nicht.

Da von Weitem Wagengerassel, da das schmetternde Posthorn, der Wagen kam näher, er hielt. Die Diener eilten herzu, Anweisungen wurden getroffen: Das war Armand! Sie wollte ihm entgegen, aber ihre Knie wankten, sie hielt sich. Der Athem versagte ihr, aber sie ermannte sich, flüchtig wie ein Reh sprang sie zum Vorsaal. Da eilte auch schon der herrliche, schöne Mann ihr entgegen, fast fing er sie auf in seinen Armen. „Emmi!“ — Armand!“ erklang es zum ersten Mal und doch, als müsse es so sein. Nicht an Mutter, nicht an Schwester dachte der Kommende, er ging auf in dem Einen Moment: „Emmi, Emmi! Gott sei Dank, daß ich Sie wieder habe!“ Er nahm ihre Hand, er führte sie in's Zimmer. Und da standen nun die Beiden sich gegenüber. Armand blickte mit Entzücken auf das liebreizende Mädchen, das mit der ganzen Fülle unsäglicher Zärtlichkeit und doch in kindlicher Reinheit selbstverloren ihn anschaute.

Aber des Mannes Gluth brannte auf Emmi's Wangen, sie ward verwirrt, ihre Blicke senkten sich. Jetzt wurde sie sich bewußt, um jeden Preis mußte das Schweigen gebrochen werden. „Die Tante grüßt Sie," sprach sie stammelnd.

„Mädchen, du bist mein, mein!" rief Armand mit leidenschaftlicher Gluth. „Dich hab ich ja gesucht, dich habe ich ja entbehrt! Ich habe nie und nie geliebt, als nur dich! Und nun ich dich habe, soll keine Welt dich von mir reißen!"

Er hatte ihre Hände an seine Brust gepreßt, er zog das Mädchen zu sich, er umschlang die erbebende Gestalt. Er beugte sich nieder, küßte ihre erglühende Stirn; Emmi schaute auf, sie sahen Auge in Auge, sie lehnten Herz am Herzen.

Wenn ein verschlossener Mann ganz Ausstrom der Liebe ist, wenn ein jungfräuliches Herz zuerst sich der Liebe ergiebt, ihr ergiebt, um d'rin zu leben, d'rin zu sterben: das ist ein heiliger Moment; ihn auszumalen ist die Sprache zu arm; denn der Erde Wonnen und des Himmels Seligkeit verweben sich darein. Mancher hat nichts zum Trost der Entbehrung, als solch einen Moment, o! und er dünkt sich bevorzugt vor

Tausenden, manches Irrsal wird erhellt einzig von diesem Stern, und er dringt durch die tiefste Nacht. Und in dem Einen Moment erschließt sich Manchem das Jenseits! —

Ihr Alleinsein, für sie Augenblicke, mochte lange gewährt haben. Emmi war ganz Entzücken, ganz Hingebung. An des Geliebten herrlichem Antlitz hingen ihre Blicke, sie lauschte seiner Stimme Melodie.

Diese schrankenlose Liebe und diese heilige Unschuld, die über des Mädchens ganzes Wesen ergossen waren, ergriffen Armands innerste Seele. Auch mag wohl selten Liebestiefe und Liebesgluth von solcher rührenden Jungfräulichkeit überstrahlt werden.

„Und du sagst's, Armand! ich werde die Wonne deines Lebens sein? Und du liebst wirklich mich, mich! — O, ich sage dir! ich werde ein Engel sein für dich!“

Der Ton, mit dem Emmi sprach, diese selbstgewisse Zuversicht, diese Liebe, die sich ihrer vollen Kraft bewußt, und der nichts unmöglich ist, drang bis in Armands Lebensmark.

„O, das wußt ich ja, Emmi!“ rief er, „du

kannst Alles, was du aus Liebe willst, um des Geliebten willen. O, du wirst der Stern meiner Nächte, wirst die Sonne meiner Tage sein! Emmi und du wirst die Kraft meines Lebens sein! Wenn die Welt mich erkältet, strömt deine Liebe mir Wärme ins Herz, in der Zeiten Wirrniß strahlte deine Seele mir klar entgegen! Und wie könnte ich jemals ermatten, wenn ich in dieses liebeerleuchtende Auge sehe!''

Mit welchenNamen nannte der Beglückte die süße Geliebte!

Die Erde war ihnen entrückt — endlich aber wurden sie d'ran gemahnt.

Man hörte die Vorsäle öffnen und schließen, es schien Jemand zu nahen.

Da wurden die Liebenden sich der Gegenwart und ihrer Verhältnisse bewußt. Emmi machte sich los aus Armand Armen; tief erröthend, mit niedergeschlagenem Auge stand sie vor ihm; dann aber erhob sie den Blick und schaute ihn zärtlich fragend an.

Armand konnte nicht widerstehen, er drückte noch einen letzten Kuß auf diese rosigen Lippen. „Heut nur der Mutter!'' flüsterte er als Antwort auf Emmis stumme Frage.

Das Mädchen enteilte; einen Augenblick darauf ward die Thür geöffnet, der Graf und die Gräfin traten herein. „Also meine Ahnung hat mich nicht getäuscht!“ rief die glückliche Mutter, „du bist wirklich gekommen!“ —

Die Freude der Gräfin war groß; ihr kostete auch die kürzeste Trennung jederzeit viel Selbstüberwindung, Wiedersehn war ihr ein Gottesgeschenk.

Auch der Graf war ganz besonders heiter, die Genesung der Schwester hatte endlich die ersten sichern Fortschritte gemacht, dies Gelingen gab ihm Vertrauen zur Erfüllung all seiner Wünsche. Die Familie setzte sich zu Tisch, nur Elsbeth fehlte, die bei der Tante geblieben war; heitre Unterhaltung entspann sich. Armand verbarg unter Weltformen das pochende Herz, Emmi'n gelang dies weniger, allein natürlich wurde auf sie gerade heut minder geachtet.

„Ja, wie gesagt, mein Sohn,“ sprach der Graf, „du bist so frisch wiedergekehrt, wie ich mich dessen nicht erinnere; das Landleben thut's! Glaube es meiner Erfahrung, es giebt nichts besseres für Geist und Körper.“

„Besonders, Vater, im Frühling, in schöner Jah-

reszeit. Die Novembertage wollten mir nicht absonderlich behagen!" scherzte Armand.

„Weil du allein warst, lieber Sohn! — Thu übrigens, was du willst; du kennst mich ja, mein Wunsch soll dich nicht bestimmen! — Uebrigens, eh' ich's vergesse, Graf S. wünscht dich baldigst zu sprechen, man wundert sich, daß du dem Hofe so fern bleibst; ja, wenn ich recht verstanden, soll dir die Kammerherrnstelle des verstorbenen R. angetragen werden."

Armand lächelte. „So liegen ja wirklich die Straßen der Welt vor mir, ich brauche nur zu wählen."

„Thu das bald, lieber Sohn, nur das wünsche ich."

Armand versprach, nächstens seinen Entschluß kund zu thun und, wie er glaube, einen überraschenden.

2.

Der junge Mann hätte gern eine stille Stunde mit seiner Muttter gehabt, aber es machte sich heute nicht, es war ein unruhiger Tag.

Abends vereinigte sich die Familie, und man schien froh, nun endlich zu traulicher Unterhaltung zu kommen. Auch Elsbeth war inzwischen mit guten Nachrichten heimgekehrt, freute sich des Bruders, der viel zu erzählen wußte, neckte Emmi, ob sie ihre Rolle gut durchgeführt, und schüttelte einige Male den Kopf recht bedenklich, als sie die Freundin so wundersam erregt und doch so schweigsam fand. Dasselbe schien der Gräfin aufzufallen, sie blickte wiederholt forschend auf ihren Sohn; der aber war undurchdringlich, nichts Ungewöhnliches ihm anzumerken, nur daß er heut so vollendet liebenswürdig, wie er lange nicht gewesen.

Emmi hatte den Tag verlebt, wie im wachen Traume; alle Namen, mit denen der Geliebte sie genannt, klangen in ihrer Seele. „Er liebt mich!" Dieser Jubel, dieses Entzücken war ohne Ende. — Auch jetzt saß sie ganz versenkt, für die Gegenwart verloren und nur mechanisch mit dem Bereiten des Thees beschäftigt.

Da sagte der alte Graf, die Lampe unbarmherzig zurechtrückend, die bisher durch günstigen Zufall die Sinnende beschattet: „nun Emmi, von Ihnen hört

man ja heut gar nichts, Sie können ja sonst munter plaudern, fehlt Ihnen etwas?"

Das Mädchen gab eine verlegene Antwort, wollte Theil nehmen an den Gesprächen, besann sich auf hundert Dinge, die sie thun könne. Nichts wollte passen. Das Einfachste, das, was sie am sehnlichsten wünschte: recht viel sich von ihrem Vater erzählen zu lassen, den ja Armand gesehen, wagte sie nicht. Was hätte man denken sollen — sie war die Erste gewesen, die den Ankommenden begrüßte, und hatte noch keine Frage nach dem Vater gethan.

Elsbeth lenkte die Unterhaltung. „Da du's heut ganz und gar verschmähst, lieber Papa, Emmi's loyales Herz durch die neuesten Liebenswürdigkeiten Sr. Majestät zu erfreuen, so weiß ich ein anderes Belebungsmittel für meine schweigsame Freundin. Emmi, hast du denn heut Morgen Armand hinlänglich von deinem Lieblingsthema, deinem neuen Anbeter unterhalten?"

Das schien wirklich ein angenehmer Gegenstand; denn Emmi wagte sich hervor aus ihrem von Theemaschine, Kannen und Tassen abgegrenzten Platze, trat in den Kreis der Uebrigen und sagte mit heitrer,

unbefangener Stimme: „ja, der kleine Hans ist ein einzig köstlicher Junge, mir ist's, als wär' er mein Bruder! Das liebe, arme Kind!

„Und wer ist der kleine Hans?" fragte Armand.

„Der Sohn des Professor Jordan, der vor acht Tagen verhaftet worden!"

„Was! dieser Mann, dessen Züge recht lebendig den Stempel Gottes tragen, dessen ganzes Wesen tiefen, sittlichen Ernst ausspricht, ist wirklich verhaftet? Dieser weitstrebende Geist hinter Kerkermauern?!"

„Man sagt, er sei in erster Instanz zu sieben Jahren Festung verurtheilt wegen seiner revolutionären Schrift," nahm der alte Graf das Wort.

Armand sprang auf, schritt hastig mehrere Male durch's Zimmer, blieb dann vor Emmi stehen und sagte:

„Nun und der Knabe, was ist's mit dem?"

„Seine Mutter hat ihn auf Rosa's dringendes Bitten ihr einige Male überlassen, und der Kleine hat mich zum Liebling erkoren!"

„Ja," fügte Elsbeth hinzu, „erst seitdem er Emmi gesehen, geht er bereitwillig von Hause."

„Ob Jordan mit Fug und Recht verurtheilt ist,

oder vielmehr, ob er die Strafe, die er duldet, verdient hat, weiß ich nicht," sagte die Gräfin mit mildem Ton, „das aber weiß ich: der Staat hat sich vor nichts, vor gar nichts mehr zu hüten, als vor Eingriffen in die Rechte des Einzelnen, in die heiligen Rechte der Familien. Wenn erst die Gewalt in diese dringt, da zerstört, da Kummer säet: dann müssen wohl mächtige Gründe vorliegen, sonst ist's ja jämmerlichste Erbärmlichkeit."

„Es müssen eben Vergehungen vorliegen," erläuterte der Graf.

„Ach, ich bin nur ein Weib! — ich kann's nur fühlen, ihr Männer möget's beurtheilen — aber diese arme Frau, die, wie man sagt, losgelöst von der Welt einzig ihrem Manne lebte und nun mit zwei armen Würmern in die Wüste hinausgestoßen ist, hat mir schlaflose Nächte gekostet."

„Herzensmutter!" sagte Armand, „und warum nimmst du dich der Bekümmerten nicht an?"

„Was kann ich thun, Sohn? Sie weist, obgleich die Theilnahme nicht verkennend, jeden Beistand zurück. Wir haben's bei Rosa gesehen, die das Erdenk-

liche versucht. Die Frau hatte nur Eine Welt, und die ist ihr untergegangen.

„Mama,“ sagte Elsbeth, „du solltest sie aber mit ihren Kindern sehen. Nicht wahr, Miß Grant, das kleine Annchen geht gar nicht von der Mutter fort, und als wir neulich das Hänschen zum Spazierenfahren abholten, kam er nicht eher, bis ihm „sein Muttchen“ (wiei er's nennt) versprochen, während seiner Abwesenheit vergnügt zu sein.“

Ein Jeder wußte von der liebenswürdigen Familie zu erzählen, der die jungen Mädchen und Fräulein Grant an Rosa's Statt (während diese an der Tante Krankenbett gefesselt) allerlei Freundlichkeit erwiesen. Bei allem Dank hatte aber Jordan sowohl, wie seine Frau, von Anfang an eine Art stolzer Zurückweisung aller Verbindlichkeiten geübt; und man fürchtete dieselbe nicht zu überwinden. Auch Armand hatte dies ja seinerzeit erfahren, sein Brief war sehr herzlich beantwortet, sein Beistand aber abgelehnt worden.

Wieder war der alte Ton, der einzige Mißton der Familie erklungen und diesmal um so schneidender, als Armand sich dabei bewußt wurde, welch schmerzliche Saite er in der Geliebten Leben, und somit dop-

pelt in dem eigenen, berühre. Man saß sich ernst gegenüber, die Unterhaltung gerieth in's Stocken.

Indem der alte Graf sich anschickte, auf sein Zimmer zu gehen, fiel sein Blick nochmals auf Emmi, die, einige Anordnungen treffend, leichten Schrittes durch's Zimmer ging. „Kind, wie kommen Sie mir denn heut vor!" sagte er zu ihr, „Sie sind wohl heut gewachsen? Und einen wahren Zephyrgang haben Sie ja angenommen! — Elsbeth, nimm dir ein Beispiel an deiner Freundin!"

Und damit trennte man sich.

Wer aber nach Stunden in der Gräfin Zimmer gesehen, der würde hier bei ihr Emmi und Armand gefunden haben. Das Mädchen selig, die Mutter liebreich, aber in Sorgen, Armand selbstgewiß."

„Also," sprach dieser, ich kann mich drauf verlassen, Mutter, du schaffst mir morgen eine einsame Stunde mit der Geliebten! Und nun schlaf wohl, meine süße Emmi!"

Wenigstens ein Tag, eine Nacht des reinsten Glückes, in das kein Schimmer der Sorge oder irgend welcher Trübung fiel, war Emmi'n beschieden.

Am nächsten Morgen theilte ihr der Geliebte scho-

nend, aber wahr das Geschick ihres Vaters mit. Es war ein harter Schlag, der nur in der Liebe Armen auszuweinen war.

Auch die eignen Verhältnisse verschwieg der junge Mann nicht. Er zeigte, was er aufgab, schilderte mit glühenden Farben, was er gewann.

„Sieh, ich vertraue dir Alles," rief er, „ich lege mein Geschick in deine Hand, Geliebte! Nimmer werde ich Vorurtheilen, auch nicht denen meines Vaters, mein Lebensglück opfern. Ich resignire nur, wenn du entscheidest! Was ich für mich hienieden wünsche, ist dein Besitz! Aber frei, mit Uebersehung aller Verhältnisse mußt du dich entscheiden! — Willst du die Meine sein? Willst du mir Blut, Leben, nimmer versiegende Kraft in's Herz strömen? — O, ich habe keinen Namen für das Entzücken!"

„Liebster, ich bin dein! aber erst sei mein Vater frei! Kein Glück der Liebe, während über seinem Haupte das Schwert schwebt!"

Elftes Kapitel.

1.

Weihnachten war gekommen.

Man nennt dies ein allgemeines Freudenfest, man sagt, die ganze Welt habe Theil daran. Wäre der Mensch geistig frei, so möchte allerdings in jener Annahme viel Wahrheit liegen. Wem dann zu Weihnachten nicht der Heiland geboren, dem wäre es mindestens ein schönes Erinnerungsfest an den Aufgang geläuterter Gotteserkenntniß, an einen begeisterten Gotteskündiger. Wen dann zu Weinachten die Realität umnachtete, der würde sich aufschwingen in das Ideale, in das ewig helle Reich des Gedanken.

Ja wenn der Geist frei wäre, da gebe es überhaupt keine Leiden mehr!

Dieser geistigen Freude sind aber unter den Millionen und aber Millionen Menschen nur wenige fähig.

Und die materielle Freude, die scheinbar gerade an diesem Feste so weit verbreitet, gehört im Grunde nur den Besitzenden, und selbst diesen ist sie weiß Gott so vielfach vergällt.

Man gehe in die Städte, sehe den Kerzenglanz in prächtigen Häusern, hier und da wohl auch ein helleres Lichtlein in ärmlicher Hütte — und auf den Straßen drunten viel abgehärmte, frierende Gestalten, sehnsüchtige, oft auch wilde Gesichter. Und dann gehe man in diese Häuser, in diese Hütten, wie wenig ungetrübter Freudenglanz in den Herzen — aber viel Sorge, viel Zwiespalt.

Und dennoch war's die Lichtseite, die man aufgesucht; — die Schattenseite hat düstere Farben.

Freilich, die Erde ist unvollkommen und deshalb auch alles Glück auf ihr — bei diesem Gemeinplatz aber sich beruhigen wollen, — hier stehen bleiben: das heißt den Stillstand sanctioniren. „Es werde besser!" das ist der laute Ruf jedweder Unvollkommenheit.

Es werde besser in unsrem Herzen! Mehr Erhebung, mehr Aufopferung, mehr umschaffende Liebe d'rin.

Aber es werde auch besser in unsren socialen Zuständen. Das gehe Hand in Hand, sonst ist's nichts.

Die Zeit ist vorüber, wo der Proletarier nicht zu den Menschen gezählt wurde, wo seine Menschen entwürdigende Besitzlosigkeit, die ihm das nackte Leben anfrißt, gleichsam als ein von Gott ihm bestimmtes Erbtheil betrachtet wurde.

Die Jetztzeit fühlt mindestens, daß das Proletariat nicht Anspruch auf Wohlthat mitleidiger Herzen, sondern unveräußerliches Recht hat auf Gerechtigkeit.

Dieses Gefühl wird der Grund sein zu freiwilliger Uebergabe jenes ewigen Rechts oder zu blutiger Erringung desselben.

Und der Jetztzeit ist die schmachvollste Verhöhnung des Geistes wie der Sittlichkeit: das Pariawesen verhaßt. Wir schaudern vor den verpesteten Parias der Indier, und die Christen schufen sie neu in den Juden.

Das wird anders werden. Der Alles erwärmen-

den Sonne geht das Morgenroth voraus. Dieses Morgenroth der Erkenntniß ist angebrochen, — die Sonne der That wird folgen.

Dann, wenn man nicht Christen, nicht Juden, nicht Leibeigene, sondern Menschen ineinander sieht, wenn der entsetzliche Abstand zwischen Arm und Reich sich in etwas ausgeglichen hat — dann wird's auch einmal nebenbei ein recht wahrhaftes Weihnachtsfest, d. h. ein Liebesfest geben.

2.

Großer Schmerz, großes Glück erwacht mit uns, ja wacht selbst in unsrem Schlummer und Traum. Da giebt's heut kein Weniger, morgen kein Mehr.

Und doch lächelt an bedeutungsreichen Erinnerungs- oder Festtagen das Glück noch milder, schneidet der Schmerz noch blutiger. Denn nicht die Gegenwart allein empfinden wir da, nein auch Vergangenheit und Zukunft.

So auch streifte heut am Christfest Charlotte's Trostlosigkeit an Verzweiflung. Da lagen die Rosen der Vergangenheit entblättert, ein schwarzer, undurch-

dringlicher Vorhang fesselte jeden Blick der Verlassenen. Sie fühlte nichts, dachte nichts, als die schauerliche Einsamkeit des Geliebten, als ihre Kinder dereinst unter fremden Menschen.

Für sich bangte sie nicht; denn es war ihr schier, als müsse das Herz ihr brechen, und dann war ausgelitten.

Es giebt einen Schmerz, der schließt alle Schmerzen mit ein. Wer ihn erfahren, der kann sich ein Bild schaffen von Charlotte's Seelenzustand.

Du sah'st den Geliebten leiden, aber er litt ergeben, und das giebt Trost.

Du sah'st den Geliebten sterben, aber er ist frei, und das giebt Trost.

Du siehst die starre, einst so lebenswarme Gestalt vor dir, aber Frieden ist darüber gebreitet, und das giebt Trost.

Aber die erste Nacht senkt sich über den frischen Erdenhügel, der des Geliebten theure Gestalt umschließt. Du konntest nicht sanft genug ihn betten, konntest nicht sorglich genug ihn schützen vor rauhem Lebens- oder Windeshauch, deiner Stimme süßester Klang war für ihn, mit deinem Herzblut hättest du

ihn erwärmen mögen — — und jetzt deckt ihn die kalte Erde, Sturm und Schneegestöber ziehen d'rüber hin!

Der Moment ist trostlos.

Und dieses Zusammenschaudern der Natur, diese Ohnmacht der Liebe tönte immer wieder und immer schauriger als langer Schmerzensklang durch Charlotte's Seele.

Aber dieselbe Liebe, die das Herz zu brechen droht, macht auch stark zu tragen, zu überwinden. Freilich ein Stück Leben zehrt sich auf dabei. —

Auch Charlotte erstarkte. Ich will leben und heiter sein! .... Wie die Pflanze der Sonne, des Regens bedarf, so ein Kind der Liebe und Heiterkeit.... Durch mich dringe das warme Leben in seine Abgeschiedenheit, ich will das Band bleiben zwischen ihm und der Welt .... Mit diesen Gedanken wendete sie sich ab von der Sehnsucht nach Ruhe, wendete sich ihren Pflichten zu.

Jordan war zu gottvertrauend, zu glaubensstark, er war zu geistesfrei, um zu verzagen. Aber er empfand auch im Kerker an diesem Tage durch

seines Weibes versorgende Liebe, daß er noch reich sei hienieden. —

Heitre Sonnenblicke, durch die Mutter gerufen, streiften auch über seine Kinder; und den Kleinen that's Noth, sie empfanden's ja täglich, daß es jetzt anders sei, als früher.

Auch mancher Beweis fremder Theilnahme drang in das verödete Haus, er konnte aber nur Rührung, nicht Freude wecken.

Daß unter dem Lichterglanz auch in der Kleist'schen Familie mannichfach widerstreitende Empfindungen herrschten, weiß man. Die Zukunft lag angefangen, aber lange, lange nicht fertig vor ihnen. Vieles mußte sich erst ebnen und ausgleichen. Und die nächsten Tage sollten darin fördern.

Emmi aber — fast scheuen wir uns es zu sagen, aus Furcht, sie könne mißverstanden werden — war so ganz vom Entzücken der Liebe getragen, daß sie meinte, die Berge müßten fallen, und die Erde sei nur zum Blühen da.

Zwölftes Kapitel.

1.

Doch wir wenden uns aus dem Kleist'schen Palast zu einem entlegnen, recht plebejischen Stadttheil des weiten Berlin.

In der Hamburger Straße, unweit des Thores, das zu den berüchtigten Familienhäusern, diesem Auswurf der Jammerstätten führt, standen vor einigen Jahren zwei einstöckige Häuschen, eins nur noch baufälliger als das andere. Sie haben jetzt einem stattlichen Gebäude Platz gemacht, wenn man aber damals die Stützen sah, die nur mühsam die sinkenden Dächer und Wände hielten, so wunderte man sich, daß Jemand den Muth hatte, d'rin zu wohnen.

Jene stummen, uralten Wände mochten Manches

und oft das Entgegengesetzteste mit angeschaut haben. So auch heut wieder am Weinachtsabend.

Durch die niedrigen Guklöchlein (Fenster genannt) des einen Hauses, deren einige zerbrochen und deshalb theils durch ein Bretchen verstellt, theils mit Papier verklebt waren, schien immer noch kein Licht, obgleich die Dämmerung weit vorgeschritten. Entweder wohnte dort Niemand, oder Niemand war daheim, so lautlos war Alles d'rin.

Aus dem anderen Häuschen — wo es, nebenbei bemerkt, größere Fenster und keine zerbrochnen Scheiben gab — schimmerte aber ein recht helles Licht und schien ganz keck in die Welt hinein. Auch wollen wir nicht dafür stehen, daß nicht mancher Bewohner der Hamburger Straße gerade vorübergehend ein: „nu die treiben's vornehm," oder „seh mal einer Richters Male, die bringt's noch zu was," vor sich hinmurmelte.

Denn — das war das Auffällige — alle Abende brannte dieses Licht so herausfordernd hell.

Jetzt erklang drinnen eine überaus klare, weibliche Stimme in bekannter Melodie, und die alte Frau,

welche eben neugierig in's Fenster hineinblickte, konnte sich nicht enthalten, auszurufen: „Dat is aber wahr, singen thut se wie ene Lerche!“

Das Mädchen sang aber:

Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein,
Das Roß ist des Königs,
Der Reiter ist mein!
  Diddralala la! Dideralala la!
  La la la! la la la! Diderallala la!

Wir wollen uns doch Richters Male nun näher ansehn.

Male, auch Amalchen genannt, war achtzehnjährig, eine hübsche Blondine. Frische Farben, gesundes Aussehn, zeichneten sie aus. Ihr blaues Auge hatte ein Gemisch von Schalkhaftigkeit und Güte im Ausdruck.

Das Mädchen saß unweit des Fensters vor einem mit Spitzen, Gaze und Bändern bedeckten Tisch; das beneidete Licht stand in der Mitte.

Nach dem ersten Verse unterbrach Amalchen ihren Gesang, hielt einem geputzten Haubenkopf in die Höhe und wendete sich damit zu einer ältlichen Frau, die

sich im Zimmer zu schaffen machte: „Nu frag ich Euch, Mutter, is das nich ein kurioses Ding! eine wahre Türkenmütze! und die Excellenz wird sagen: „ein apartes Häubchen, ein recht apartes Häubchen" — und dabei äffte die Kleine dieser Excellenz in Ton und Geberden gar spaßhaft nach. Ohne eine Antwort abzuwarten, sang und arbeitete sie weiter.

„Nu, Kind, so sing doch en ander Lied," sagte die Mutter; „de Nachbarn fragen mich so all immer, ob du dir nich bald nen Schatz anschaffst, wie die andern Mamsells; wenn se dir so singen hören, denken se, du hast schon einen."

„Nu Ihr wißt's besser, Mutter, wir haben andre Dinge im Kopf! — Aber meine Lieder laß ich mir nich nehmen! Wenn ich arbeite, will ich vergnügt sein, oder soll ich singen, wie der Leierkastenmann: „Jesus Christ, du meine Freude!?" Ich sage Euch, wenn ich den rothnasigen Mann so heulen höre, möcht' ich ihm gleich 'ne Ohrfeige geben."

„Jesus Christ, du meine Freude, ist mein Leiblied," meinte die Mutter.

„Ach: „Schier dreißig Jahre bist du alt," oder „Hannchen, mein Hannchen," das war viel schöner;

aber wißt Ihr, woher jetzt Alles so duckmäusig ist? Weil unser Herr König so fromm ist, da wollen sie sich bei ihm einschmeicheln! Ich hab's wohl gehört, neulich bei der Frau Rechnungsräthin."

„Ja, bald hätt' ich's vergessen, Male!" sagte die Alte, „du sollst nach de Feiertage zu Frau Majorin kommen, sie hat viel Arbeit."

„Hört, Mutter, da geh ich nich hin, da gefällt's mir nicht, die Herren Lieutenants sind mir viel zu karessant? und ich geh überhaupt nich mehr auf Arbeit. Ich will keine Bekanntschaft, und in die Familiens und wenn man Abends nach Haus geht, macht man welche."

„Hast recht, Kind arbeit' du hübsch zu Hause, du bist jetzt so rennomirt, dir kann's nich fehlen."

Gott Lob und Dank, nu is das sonderbare Gestell fertig," rief jetzt das Mädchen, probirte sich die Haube auf und ging zu dem kleinen Spiegel: „Ein apartes Häubchen, ein recht apartes Häubchen." Dann schritt sie gravitätisch durch's Zimmer, nickte vornehm lächelnd mit dem Kopfe: „Das haben Sie hübsch gemacht, Mamsell, ich bin zufrieden!" und zu=

letzt brach sie in ein unauslöschliches, aber anmuthig klingendes Gelächter aus.

„Ja, Amalchen, du hast, was man so nennt, Phantasie,“ schmunzelte die Alte; „du giebst die Moden an!“

Indem ließ sich ein Klinken an der Hausthür und ein Gepolter im Flur hören: „Zum Teufel noch mal!“ schalt eine Stimme, „das is Volk! Hals und Beine kann man sich brechen!“

Malchen nahm schnell die Haube ab, sah ernsthaft aus, die Mutter eilte leuchtend zur Thür und nöthigte mit vielen Entschuldigungen den Kommenden herein: „Haben sich doch der Herr Kammerdiener nicht gestoßen?“ fragte sie ängstlich.

Der Mann, der eigentlich seiner Würde nach Bedienter, wurde gnädiger, besonders bei Amalchens Anblick, deren frisches, freundliches Gesicht in der That noch mehr Verdruß hätte fortscheuchen können.

Während diese das so eben vollendete neumodische Kunstwerk sorgsam einhüllte, überreichte die Alte Jenem ceremoniös eine Karte: „Das is unser neues Quartier; wenn der Herr Kammerdiener sich wieder

zu uns bemühen, werden Sie's eleganter bei uns finden."

Der Bediente mit allen Manieren eines albernen Stutzers angethan, schien keinesweges schon Lust zum Gehen zu haben, sondern verschwendete noch allerhand liebäugelnde Blicke an die Kleine. Sie prallten aber ab, und etwas mißvergnügt empfahl er sich, den Haubenkarton mitnehmend.

„Mit So'nem mich einzulassen, sollte mir noch fehlen," schmollte Male ihm nach, „zu Liebschaften steht mir der Kopf nich!" — dann aber setzte sie im heitersten Tone hinzu: „jetzt aber gilt's lustig sein, nu haben wir heilig Abend!"

Die Mutter ging in die Küche, vermuthlich, um die Fische zu schuppen; „denn heut ließ die Male was springen" — und diese traf allerlei Vorbereitungen im Stübchen zum „Aufbauen", deckte ein sauberes Tuch über den Tisch; eine Haube, eine Jacke kam zum Vorschein, auch eine Puppe und andere Kleinigkeiten. Alles wurde wohl zwanzig Mal ausprobirt, bis es endlich auf dem rechten Fleck, „da wo sich's am prächtigsten ausnahm," lag.

„Wo nur die Jette bleibt, soll mich wundern, ob

sie ne Pyramidge bringt!" — Indem klopfe es an's Fenster, und eine Kinderstimme rief: „Amalchen, Amalchen, mach auf!"

Die Gerufene sprang zur Hausthür und öffnete; vor ihr, vollgeschneit und erfroren, stand die zehnjährige Schwester Jette und Nachbars achtjähriges Karlchen, der, weil er leichter gekleidet, als seine Gefährtin, die Thränen nicht zurückhalten konnte, ja nunmehr, da er Amalchens mitleidigem Blick begegnete, in lautes Weinen ausbrach.

Die Kinder wurden in die Küche geschafft; denn im Stübchen war ja der Weihnachtsmann; Pyramide, Aepfel und Nüsse wurden ihnen abgenommen, und die klammen, rothen Händchen dann tüchtig gerieben. Die Mutter nahm die Jette vor und Male das Karlchen.

„Sei nur still, Karlchen," schmeichelte diese, „hast so brav tragen helfen, der Weihnachtsmann hat dir auch was mitgebracht, und deine Mutter kriegt auch was Schönes, wir rufen sie nachher.

Das war ein guter Trost, und die Kinder hatten bald nichts, als Freude in Kopf und Herzen; mit dem Be-

scheeren sollt's gleich losgehen, und sehen, wie Fische gekocht würden, war auch nicht übel.

Während Amalie noch die letzte Hand an die Ausschmückung des Weihnachtstisches legte — der übrigens sehr, sehr bescheiden war und nur so Anspruchslosen zu solchem Glück verhelfen konnte — wenden wir uns in das dunkle Nebenhäuschen.

Oder nein, erst müssen wir ja wissen, wer „Richters" eigentlich sind.

Ihre Geschichte ist einfach.

Der Vater, ein Handlanger von Profession, war seit Jahren todt, die Wittwe hatte sich und die beiden Töchter mit Waschen ernährt. Alle waren gesund, es ging ihnen kümmerlich, aber es ging doch. Als Male vierzehn Jahr war, lernte sie Putz — da war schwere Zeit, die Bissen wurden knapper, aber man half sich durch. Und jetzt, nach vier Jahren, war das Mädchen der gute Engel der kleinen Familie. Jette ging in eine gute Schule, sollte was Tüchtiges lernen, und die Mutter fing an, sich's etwas bequemer zu machen. Freilich war ihre Wohnung noch sehr ärmlich, und hatten sich „vor den Leuten oft genirt," aber

wir haben gehört, das sollte zu Neujahr anders werden.

2.

In dem dunkeln Häuschen wohnte auch eine Wittwe, der ging's aber sehr kümmerlich.

Vor sechsundzwanzig Jahren, ja da war's anders.

Da war Frau Kluge ein schmuckes, siebzehnjähriges Mädchen, hatte in einem pommerschen Städtchen „einen vornehmen Dienst bei dem Herrn Kreisphysikus.“ Als dessen Frau bald starb, blieb Luise im Hause. Erst ging's ganz gut, „dann hatte sie viel auszustehen von ihrem Herrn“ und wollte mit Gewalt aus dem Dienst. Zuletzt aber gab's gute Tage, und Luise führte ein bequemes Leben.

Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange. Die Leute fingen allerlei an zu munkeln, und als sich eines Tages die Nachricht verbreitete, die Magd des Herrn Physikus wäre in aller Stille über Land geschafft worden, zu Verwandten, da meinten die jungen Frauen und alten Mädchen: „hab's ja immer gesagt,

das würde nicht lang gehen. Hochmuth kommt vor dem Fall; der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Hier wäre aber beinah das Herz gebrochen. Luise hatte, seitdem die Verführungskünste ihres Herrn sie umsponnen, ihre ganze Seele an ihn gehängt; der Schande achtete sie nicht; daß die Leute mit Fingern auf sie weisen würden, war ihr gleich; aber daß sie von dem Manne fortsolle, dessen Kind sie unter dem Herzen trug, das schien ihr unmöglich.

Einsam unter Fremden; denn sie war elternlos, genas sie von einem Knaben; von diesem Kinde sich zu trennen, das schien nun ganz unmöglich.

In der Welt ist viel möglich.

Nach acht Jahren, die Luise fleißig und treu großentheils als Magd in einem anständigen Hause verlebt, heirathete sie einen Kutscher. Ihr kleiner Wilhelm war schon lange, lange nicht mehr bei ihr. Erst hatte sie ihn in die Kost gegeben. Dann hatte sein Vater den Kleinen unter der Bedingung, daß sie sich ganz von ihm lossage, als seinen Neffen zu sich genommen und erzog ihn. Der Mann fühlte sich einsam bis dahin, nun kam Freude in's Haus.

In dem kleinen pommerschen Städtchen war

übrigens der Herr Physikus verschollen, er war viel umhergezogen, man hatte ihn aus den Augen verloren, wenigstens hatte Luise schon längst nichts mehr von ihm erfahren können.

Nach ihrer Verheirathung ging anfangs Alles gut; sie bekamen Kinder, Brot gab's vollauf, wohl auch Fleisch. Bald aber versiegten die Quellen, zwei Knaben starben, Luise kränkelte seit ihrem letzten Kindbett, der Mann bekam's auf der Brust, schleppte sich lange, verdiente nichts, litt viel, das Letzte wurde aufgezehrt. Und als die Verlassene starren Blickes den schwarzen Männern zusah, die den treuen Lebensgefährten ihr forttrugen — da meinte sie, die Welt sei für sie und ihren dreijährigen Knaben nichts, als ein Jammerthal.

Aber sie ermannte sich aus Mutterliebe.

Sie war nicht krank; denn sie durfte es nicht sein, sie nähte, strickte für Geld, wieder schien die Ebbe der Fluth weichen zu wollen. Aber nein — der Kleine bekam die Kinderkrankheiten, — kurz, die Frau, die wir im Anfang November vor Rosa's Haus mit den Wettern haben ohnmächtig kämpfen

sehen, die kämpfte ebenso seit fünf Jahren mit den Lebensstürmen.

An jenem Nachmittag verzweifelte sie fast. Rosa's Mitleid rettete sie; wieder ging ein Stern auf, aber er ging auch bald unter. Denn Rosa's Liebeskummer, ihre Angst um die geliebte Tante hatten sie die Arme in ihrem Elend vergessen lassen. Rosa war des Gebens noch ungewohnt, d. h. sie spendete reichlich an Vereine, aber nie persönlich; sie hatte von den Qualen der Armuth kaum gehört und noch viel weniger gesehen.

Frau Kluge hatte aber die Herzensfreude, daß der junge Doctor K. ihren Knaben, der damals an einem Fieber erkrankt war, vollständig herstellte; — — und als später Hunger, Kälte und Sorge wieder von Neuem angingen, da hoffte das arme Weib immer noch, das „holde Fräulein" werde sich ihrer erinnern — als aber noch später die Bedienten wiederholt sie und ihre „Bettelbriefe" roh abwiesen, da wollte sie verzagen. — Sie hatte ja noch niemals gebettelt. — — — Ihrem Karlchen erzählte sie jedoch vielmals von dem „lieben Engel," der ihr wie eine Lichtgestalt erschienen war.

Heut in der Dämmerung strickte sie eifrig; sie saß allein und hing so ihren Gedanken nach. —

Einmal entrollte ihrem Auge ein schwerer, zehrender Thränentropfen, sie hatte gerade gedacht: „gut, daß Karlchen sein Vesper vergessen, so hat er doch was für den Abend.“

Nach einer Weile sagte sie vor sich hin: Das Kind hat recht, es ist bitter kalt hier.“ Sie strickte aber fort; denn morgen sollte sie für die fertigen Strümpfe von der Köchin schräg über zwei Groschen bekommen.

Endlich wurde es zu dunkel, sie hörte auf, rieb sich die klammen Hände; dann tappte sie nach einem Zimmerwinkel, nahm das Lämpchen und wollte sich bei Nachbars Licht anzünden. Aber nein, das ging nicht, das Restchen Oel sollte brennen, wenn Karlchen da war. Sie hatte bei Tage tüchtig gearbeitet, jetzt durfte sie wohl ein bischen ruhen — und es war ja Weihnachten.

Ach, es war Weihnachten!

Drüben im großen Hause war's so hell. — — Bei Richters ging's auch hoch her, wie Karlchen ihr erzählt. — Was für Braten, Kuchen und Süßigkeiten waren heut vorübergetragen worden! — — Und

die Herrlichkeiten gestern auf dem Markt, und die singende, jauchzende Menge, die geputzten Damen und die jubelnden Kinder, und das ganze freudige Gewoge.

Sie meinte, alle Menschen seien glücklich — nur sie und ihr Kind im Elend.

Sie meinte, die Welt sei ein Paradies — nur sie und ihr Kind ausgestoßen.

Eiseskälte zog in ihr Herz. Sie haßte in dem Augenblick alle Menschen; es waren ihre Feinde.

Lieber verhungern, als ihnen etwas danken!

Doch nein! — nein! um des Kindes willen auch betteln, und denen danken, die verpraßten, wo sie mit Angstschweiß verdiente.

„Aber wenn mir der Junge je betteln sollte," .... knirschte sie fast mit den Zähnen ..... „o ich könnte den Menschen morden, den er vergeblich anspricht."

3.

Wir überlassen die arme Frau vorläufig ihren dunklen Gedanken, — und fragen: ist's nicht zu ver-

wundern, daß, wer kein Brot im Hause, kein Kleid, die Blöße zu bedecken hat, kein Holz, die starren Glieder zu erwärmen: mindestens den Versuch macht, sein Leben zu fristen, und ganz einfach ohne Gewissensbiß hingeht und stiehlt?

Furcht vor Strafe kann ihn nicht hindern; denn die Strafe giebt, was ihm jetzt mangelt. Im Zuchthause, im Gefängniß wird an dem Armen zum ersten Male der Spruch erfüllt: „ihr sollt nicht sorgen für den kommenden Tag, seht die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln auch nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“

Nein, nicht die Strafe, sondern — wenn nicht eine über alle Versuchung erhabene Tugend — die Furcht vor Schande hält den Armen zurück. Aber was dem Einzelnen Schande bringt, wird's wahrhaftig nicht der Menge. Die wird sich, wie gesagt, dereinst zusammenthun, wird fordern und sich nehmen, was ursprünglich ihr, den Theil Erde, der ihr gestohlen worden.

Diese Gedanken aber kamen nicht in den Sinn der armen, bedrückten Frau. Im Gegentheil, sie hatte sich von Menschen nach und nach zu Gott gewandt. Er hatte das Kreuz aufgelegt, sie wollte es tragen. Sie klagte sich als arge Sünderin an wegen ihres sträflichen Trotzes . . . . . Und als wenn Gott selber für diese ihre Reue ihr seine Verzeihung verkünden wolle, so fiel in dem Momente ein Lichtstrahl in's Zimmer, die Thür öffnete sich, und wie eine Engelsstimme schlugen ihres Kindes freudige Töne an ihr Herz.

Karlchen kam hereingesprungen, ihm folgte Amalchen mit einer Handlaterne. Der Kleine rief: „wir haben drüben heiligen Abend, Mutter, macht schnell, macht schnell!“

„Ja, Frau Klugen, Ihr müßt schnell mit uns, das Christkind wartet,“ betheuerte das Mädchen, und ihr liebes, frisches Gesicht blickte gar freundlich dazu.

Allen Einwand der überraschten Frau wußte sie zu entkräften, indem sie sagte: „S is gut. Seid Ihr stolz, bin ich en ander Mal auch stolz. Das hätt' ich wissen sollen vor zwei Monaten! meiner Seel', ich

hätt' die halbe Flasche Wein nich von Euch genommen . . . . . Aber se is mir excellent bekommen, seht mich nur an!"

Frau Klugen schmeckten heut Abend die Fische vortrefflich, — war auch kein Wunder; denn sie bekam die besten Stücke. Das blasse Gesicht Karlchens war von strahlender Freude geröthet. Die kleine Jette nahm ihre Puppe mit schlafen, herzte und küßte sie und nannte sie „Amalchen." Das große Amalchen aber sagte, ehe sie zu Bette ging: „an die Weihnachten, Mutter, werd' ich mein Lebtag denken, es war en gar zu prächt'ger Abend."

Als Karlchen spät sich auszog und die Mutter noch ihren Strumpf fertig stricken wollte, sagte das halbschlaftrunkene Kind: „habe vor lauter Lust drüben vergessen, Euch die zwei Groschen vom Herrn Doctor zu geben, er schenkte se mir, als er aus der Equipage stieg."

Nun konnten auch die müden Augen der Frau sich schließen.

Schlummert Ihr nur sanft! du armes Mutterherz — du armes, abgezehrtes Kind! Eure Noth ist vorüber. Wenn wieder der Morgen tagt, bringt er

Euch, was Euer Herz begehrt. Der „liebe Engel, der gleich einer Lichtgestalt" Euch schon einmal erschienen, hat sich Eurer erinnert.

Nun noch ein Wort über Rosa.

Sie war zerrissenen Herzens. Halb Dank in ihr für das wiedergeschenkte Leben der geliebten Tante, halb grenzenloses Weh über die zerstörten Paradiesesträume. Sie waren zerstört, das sagte ihr ein unabweisliches Gefühl.

Ihr Leben war hin. — Sie wollte drum fortan für Andere leben.

Und da fiel ihr das vergessene arme Weib auf's Herz.

Dreizehntes Kapitel.

1.

Auf der Kleist'schen Familie drückte es nun schon viele Tage wie ein schwerer Alp. Die Gräfin quälte sich in bangen Sorgen, wie die Wirrniß, die sie umgab, zu lösen sei; Elsbeth fühlte, ihr werde ein Geheimniß verschwiegen. Ueber Emmi's Vater gingen bedenkliche Nachrichten ein.

Die Liebenden sahen sich wenig.

An einem der letzten Tage des alten Jahres wußte Armand einen einsamen Moment zu nutzen und sagte zu Emmi mit leidenschaftlicher Erregung: „Nicht wahr, Emmi, du bist doch mein und unerschütterlich mein?"

Des Mädchens Blicke sagten ein „Ewig!"

„Ich habe so eben mit meinem Vater gesprochen, er wird dir's schwer machen!" —

Weder diesen noch den andern Tag kam der alte Graf zum Vorschein. Seine Gemahlin ging öfterer auf sein Zimmer, sie sah verweint aus und vermied sichtlich ihre Kinder.

Es hatte eine sehr heftige Scene zwischen Vater und Sohn stattgefunden. Dieser mochte das vorhergesehen haben und schwieg, um die Feiertage nicht zu trüben, bisher über sein Verhältniß zu Emmi. Nun wollte er sprechen.

Als er in seines Vaters Zimmer trat, empfing ihn dieser verstimmt, er hatte so eben zufällig gehört, daß sein Sohn die ihm angetragene Kammerherrnstelle abgelehnt habe.

Es war ärgerlich, durch Fremde der Seinen Entschlüsse zu erfahren. Er sagte in gereiztem Tone:

„Du willst also auf die Güter gehen, dich dem Landleben widmen?"

„Das auch nicht, lieber Vater."

Nun was sind denn deine Pläne eigentlich?"

Ich komme so eben, sie dir mitzutheilen, fürchte

aber, daß sie deines Beifalls ermangeln. Ich habe mich verlobt und zwar ....."

„Gott Lob!" unterbrach der Graf die halbfertige Rede, „dann ist ja Alles gut! dann bin ich zufrieden, mein Sohn! Ich habe mir Rosa ja längst zur Tochter gewünscht!"

Armand stand sprachlos vor Ueberraschung. Dann faßte er sich und sagte: „Du irrst dich, lieber Vater, ich habe mich mit Emmi verlobt."

Nun kam die Reihe des Erstaunens an den Grafen. Für gewöhnlich war Kleist ein ruhiger Mann, dafür brauste er in Momenten doppelt auf, und heut gab's einen wahren Orkan.

Der Sohn begegnete allen Ausbrüchen des Zornes mit außerordentlicher Milde. Als aber der Alte zuletzt über die armselige Partie zu spotten begann, sie als völlig unglaublich darstellte, die Verbindung mit einem Manne wie Schöffen, den er Verräther und Demagogen nannte, als unwürdig bezeichnete, da flammte Armand auf.

„O geht mir doch," rief er, „mit Eurem erbärmlichen Ahnenstolz, der ein in Unehren von einem elenden Wüstling erzeugtes sogenanntes reines Adelsblut

über Unschuld und Tugend setzt! — Schande über Eure verächtliche Vornehmheit, in deren Augen es nicht besudelt, zur schmeichelnden Kreatur, zum feigen Schmarozer herabzusinken, der's aber ein Schandfleck ist, sich die Ungnade eines Fürsten durch unabhängige Gesinnung zuziehen. — Wenn ich mit einem fürstlichen Bastard mich verbinde, wer wird sich d'rüber wundern! Seht die Schl. und die F . . . . Daß ich mir aber die Tochter eines von seinen Mitbürgern hochgeachteten Mannes erwähle, das möchte, wie du sagst, die Welt in Erstaunen setzen!"

Der Alte tobte: „Und ich werde nie und niemals meine Einwilligung geben!"

„Nie und niemals werde ich Erbärmlichkeiten mein Lebensglück opfern!" rief Armand.

Beide Theile trennten sich in Erbitterung.

Alle Vorwürfe des Alten kamen nun über seine Gemahlin, sie war an Allem Schuld; sie mußte blind gewesen sein. Nun sollte sie vermitteln.

Freilich bedauerte sie, nicht frühzeitig die entstehende Neigung des jungen Paares wahrgenommen zu haben, lehnte aber jetzt alle Vermittelung ab. Was bei unselbstständigen Naturen Pflicht sei: zu leiten, zu

wehren, das zu versuchen, meinte sie, würde Vermessen bei einem charaktervollen Menschen.

Ihr Sohn sei Mannes genug, selbst sein Leben zu bestimmen, sie werde nicht eingreifen.

„Daß mir das Mädchen aus dem Hause kommt!“ rief der erzürnte Alte.

„Emmi ist längst entschlossen zu gehen, wenn du deine Einwilligung zu der einstigen Verbindung versagst,“ antwortete die Gräfin; „ihr Herz zieht sie ohnehin in die Nähe ihres gefangenen Vaters .... Ja, es ist ein verlassenes Kind! so jung und so hinausgestoßen in's kämpfende Leben.“ Und sie verließ mit Thränen im Auge das Zimmer.

2.

Emmi saß an ihrem Stickrahmen, sie arbeitete, als sollten heut die reizenden Blumen sich noch zum Kranz verweben. Man hätte meinen können, sie dächte nur d a r a n, und doch mußte ihr Gemüth in tiefer Bewegung sein, das verrieth die fliegende Röthe ihrer Wangen, der in unwillkürliches Sinnen vertiefte Blick, in Momenten die ruhende Hand.

Sie sprang auf: „Es geht nicht! Herz du springst!“ Unruhig durchschritt sie das Zimmer, unruhiger blieb sie stehn: „Gott! Gott! du kannst's nicht wollen, daß ich das Elend bringe über unser Haupt! daß ich des Liebsten Leben vergifte, um was die Welt nennt Pflichterfüllung!“ Sie sank auf die Knie: „Heiliger Vater, du gebeutst, wir sollen Vater und Mutter ehren! sieh in mein Herz, prüfe mein Inneres! Ich liebe und verehre sie! — Aber meinem Geliebten die Freuden ausstreichen aus dem Dasein, über mein junges Leben die Nacht bringen, um eitler Vorurtheile — ich kanns' nicht! Nein, und ich werd's nicht! — Ich lebe nur, wenn ich ihn glücklich mache, ich habe nur Werth und habe nur Gefühl in ihm! Wenn er leichter athmete um meinetwillen, wenn Ein Moment seines Lebens durch mich vollkommen war, so war ich selig, so laß mich sterben! Um Pflichten, ja, ewige Trennung, um Pflichten, ja, auch ihm den Tod in's Herz; aber nicht, nein wahrhaftig nicht, um Vorurtheile!“ —

Sie stand auf. Keine Thräne in ihrem Auge, aber auf diesem kindlichen Antlitz eine Festigkeit, die man vorher für unmöglich gehalten hätte.

Sie trat an's Fenster. Sie öffnete es. Dämmerung breitete sich über die Erde auf das leichenhafte Schneegefild; die bereiften Bäume standen geisterhaft da, die Winterluft kühlte Emmi's glühende Stirn, ihre gerötheten Wangen. Langsam rollte eine große, brennende Thräne nieder, sie achtet ihrer nicht; sie dachte sich in Wüsten mit dem Geliebten und selig, sie sann auf Opfer um Seinetwillen, und keins schien ihr zu schwer. Und in die einsame Zelle ihres Vaters wandte sich dann ihr bekümmertes Denken auf sein von Gram und Enbehrung gehärmtes Antlitz. — Die Erde war zu kummervoll, sie blickte hinauf nach dem Himmel; dort die Sterne in ewiger Klarheit, dort über den Sternen die Wohnungen der Seligen! Immer sanftere Thränen entrollten ihren Augen. Sie gedachte ihrer Mutter — an ihrem Busen ausweinen! aber nein, Gott Lob! sie war den Leiden entnommen.

Emmi trat zurück, sie sank auf den Stuhl, ihr Kopf lehnte gegen die Fensterbrüstung, sie verhüllte ihr Gesicht mit ihrem Tuche. Sie weinte, als müßte sie alles Leid in Thränen ergießen, als ließe sich's ausweinen.

Und wirklich wurde sie ruhiger, oder vielmehr der Körper übte sein Recht über die Seele, halb wachend, halb träumend ruhte sie.

Da öffnete sich die Thür. Es wurde ihr Licht gebracht. Sie merkte es nicht. — Wieder öffnete sich die Thür, leise trat der alte Graf Kleist herein, blickte sich suchend um, schritt langsam zu dem Mädchen: „Emmi, Emmi, hören Sie!"

Sie sah erschrocken in die Höhe und sprang auf.

„Emmi, in dieser schneidenden Kälte am offnen Fenster?"

Er schloß dasselbe und führte das Mädchen zum Sopha. Mechanisch setzte sie sich nieder, er setzte sich neben sie. „Emmi, habe ich Ihnen Liebe erzeigt?"

Sie sah ihn an, aber sie hatte noch keine Worte.

„Kind, ich frage: wissen Sie, daß ich Sie lieb habe?"

„Herr Graf, Alles, nur keine Güte jetzt!" rief das Mädchen, die Hände wie abwehrend ihm entgegenhaltend. „Ich weiß, was Sie wollen, machen Sie mir Vorwürfe, aber keine Liebe jetzt!"

„Nein, Emmi, ich habe Ihnen nichts vorzuwerfen; daß Sie lieben, ist Ihres Herzens Neigung, daß

mein Sohn Ihnen von Liebe gesprochen, das mag er dereinst verantworten. — Ich komme zu Ihnen, um Sie zu bitten, um von Ihnen zu erlangen, was bei Armand unmöglich war. Bringen Sie den Kummer nicht über mich, den Glanz meines Hauses erblinden zu sehn; nennen Sie's Vorurtheil, diesen Stolz auf meine Ahnen, ich habe mein Leben d'rin verbracht, — Emmi schonen Sie einen alten Mann!"

Der Eintritt des Grafen hatte sie überrascht, es war ein ungewöhnlicher Besuch. Sie hatte sich auf Vorwürfe gefaßt gemacht, aber nicht auf Bitten; auf Strenge, nicht auf Güte. Ueberwältigt sank sie vor ihm nieder auf ihre Knie. Sie hob ihre Arme wie bittend: „Guter, Einziger! ist's nicht möglich? Ich will Sie segnen bis an mein Ende! — Seien Sie mein Vater! geben Sie uns Ihre Einwilligung!"

„Emmi! es ist unmöglich!"

„Wenn ich Ihnen gleich wäre an Geburt, — mir wär's doch, als hätten Sie mich lieb, dürfte ich dann Ihre Tochter sein?"

„Warum denken, was nicht ist? — aber ja! — ja! dann wär' es anders!"

Und um ein Vorurtheil, um eine Versündigung

des Menschen an dem Menschen, die Alle von Einem Vater stammen, dem Gott im Himmel, um deswillen wollen Sie uns opfern?"

„Nennen Sie's Vorurtheil, ich bleibe dabei! Spotte die Welt d'rüber, vielleicht mein Sohn!"

Emmi stand langsam auf. „Und Sie sind unerbittlich?"

Der Graf schwieg.

„Und wenn ihres Sohnes Glück d'ran hängt, Sie hüllen sich in Ihren Stolz?"

„Fräulein, ein junger Mann tröstet sich! Nein, es kann nicht sein, nimmermehr!"

Es herrschte Stille im Gemach, man hörte das Picken der Uhr; düster, aber fest sah der Graf vor sich hin, und angstvoll lauschte das Mädchen auf seine immer eisiger werdende Miene. — Ihre Gestalt hob sich höher, die Thräne versiegte, die Züge wurden ruhiger, um die Mundwinkel lagerte sich eine Entschlossenheit, aber das Auge konnte keinen Glanz wiederfinden, es blickte melancholisch und leidensvoll.

„Herr Graf, Gott verzeihe mir meinen Undank! — Sie waren liebreich gegen eine Waise, mehr als Waise. Ich lohn' es schlecht! aber meinem Geliebten

gehört mein Leben. Und wenn Sie mir fluchen möchten, o so komme der Gedanke in Ihr Herz: daß ich nichts will auf dieser weiten Erde, nichts, nichts, als Ihres Sohnes Weg mit Blumen bestreuen! Er ist ein Mann, er sagte, ich sei seine Lebenskraft, das will ich bleiben; ich bin sein eigen!"

Sie wandte sich fort, sie ging, als wollte sie nun nichts mehr hören, zu dem äußersten Ende des Zimmers.

Der Graf sah ihr nach, er erhob sich langsam, er stand zweifelnd, ob fort, ob ihr nachgehen. Vielleicht daß ein milderer Ton seiner Seele zugerufen war, — da läutete die Hausglocke, Hin- und Hergehen der Bedienten, kommende Gäste, es war heut Empfangstag. Seine Gedanken irrten dorthin, malten sich aus, was diese Gesellschaft flüstern werde zu dem verdunkelten Glanz seines Hauses — er ging.

3.

Aus dem Kleist'schen Palais rollte einige Tage darauf ein Reisewagen. Emmi und Miß Grant, von nun an ihre Beschützerin, saßen in demselben. Em-

mis' Rosen schienen verblichen; sie saß blaß und zitternd neben ihrer Gefährtin.

Als der Wagen um das Haus herumbog, dahin, wo der Gräfin Zimmer lagen, schaute Emmi mit einem so sehnsüchtigen Schmerzensblick hinauf, daß es Steine hätte erbarmen können.

Die Gräfin stand oben am Fenster und grüßte die Scheidende mit Allem Ausdruck, den bekümmerte mütterliche Zärtlichkeit zu verleihen vermag.

Dann sank Emmi zurück; hörte nichts, sah nichts. Erst spät begriff sie, daß sie ja ihrer früheren Heimat zueile.

Die Trennung von Armand sollte für jetzt nicht lange dauern. Er wollte sehr bald auf einige Tage nach H. kommen, um sich über die neuen Verhältnisse der Geliebten zu beruhigen und gleichzeitig wieder möglichst für Schöffen zu wirken, dessen Untersuchung immer verwickelter zu werden drohte. An Emmi's Entschluß, daß erst ihr Vater frei sein müsse, ehe sie ihr Leben dem Geliebten zu weihen vermöge, rüttelte der junge Mann nicht.

Jetzt, wo wir im Begriff sind, für lange Zeit von den Personen in dieser unserer Erzählung zu scheiden, werfen wir noch einen kurzen Ueberblick auf die allgemeinen Zustände zu Ende des Jahres **1840.**

Nota bene wenn irgend Jemand Befreundetes diesen kurzen Ueberblick schreiben will; — der Verfasser hat keine Lust mehr dazu, — sonst bleibt's.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Simon, Heinrich

Preußen vor dem 18 März Ein politischer Roman. Mit einem Vorwort von Heinr. Simon

Bd.: 1

Lpzg (1849)

P.o.germ. 1098 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116456-8